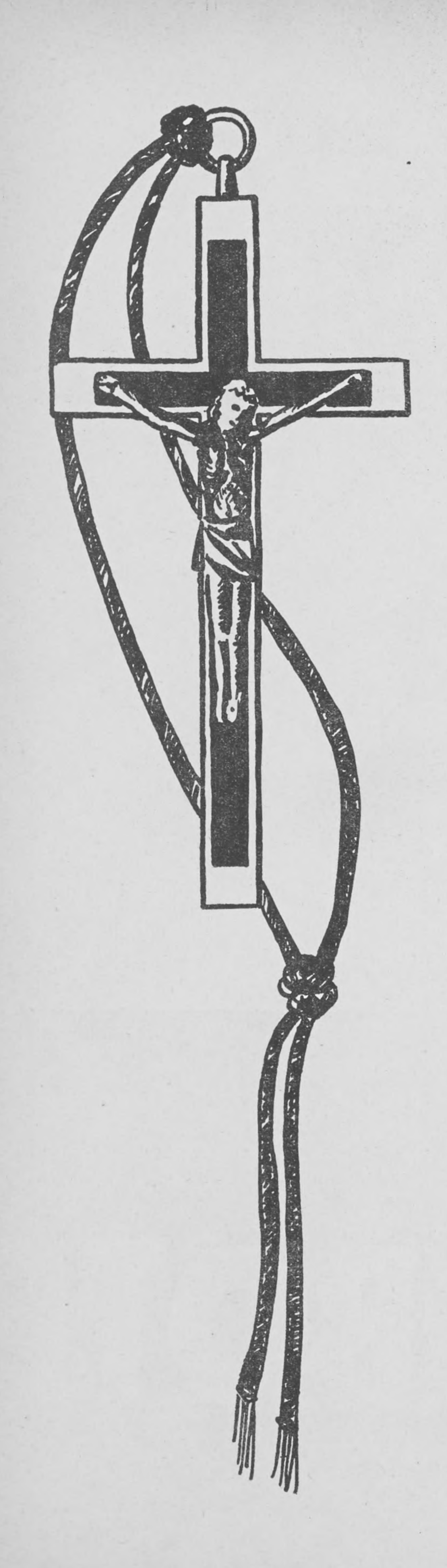
Februar 1952



DER MARIENBOTE



Aus unserer Oblatenprovinz

Der hochw. Pater J. Bökenföhr, O.M.J., früherer Provinzialoberer der St. Marienprovinz und heute Generalassistent der Oblatengenossenschaft, befindet sich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten. Er ist von unserem Generaloberen beauftragt worden, die Oblatenklöster der amerikanischen Provinz von Buffalo zu visitieren.

Der hochw. Pater J. Simon O.M.J., Leiter unseres Marianischen Missionsvereins (18 Jahre lang Professor unseres Priesterseminars zu Battleford), empfängt immer mehr Einladungen, Missionen und Exerzitien zu predigen. Pater Simon predigt in beiden Sprachen, deutsch und englisch. Seine Missionsreisen sind typisch West-Canadisch: Einmal predigt man in großer, voller Kirche, das andere Mal eine ganze Woche lang da irgendwo draußen in der Prärie oder im Busch vor 10 bis 15 Personen. „Den Armen das Evangelium zu künden, sind wir gesandt", heißt der Wahlspruch der Oblaten. Ob große und vollbesetzte Kirche, oder ob draußen in der Prärie vor einer Handvoll von Menschen: Wir predigen!

Am 2. Februar erteilte der hochwürdigste Herr Bischof R. Duprat von Prince Albert in unserer Seminarkapelle zwei jungen Oblatenseminaristen die niederen Weihen, und drei weiteren das Diakonat. Am St. Matthiasfest, d.h. am 25. Februar, wird der hochwürdigste Herr Bischof den Oblatendiakon Norbert Engel aus Allan, Sask., zum Priester weihen.

Der hochw. Pater Plischke O.M.J., bisher Pfarrer von St. Marien in Regina, hat die St. Josephgemeinde zu Winnipeg übernommen. Sein Nachfolger in Regina ist der hochw. Pater Nikodemus Feist O.M.J., bisher Pfarrer von St. Joseph, Winnipeg.

Drei, vielleicht sogar vier junge Männer werden am 18. März, am Vortage des St. Josephfestes, das Ordenskleid der Oblatenbrüder empfangen. Nach einem Jahre werden sie volle Oblaten-Missionsbrüder sein. Wir nehmen jeden jungen Mann als Bruderkandidaten auf, der sich dem Dienste Gottes weihen möchte, gesund ist und Arbeitslust besitzt. Um Oblatenbruder zu werden, braucht man keine höhere Schulbildung.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang — 15. Februar 1952, North Battleford, Sask. — No. 5

Dies und Das

Apostolat des guten Beispiels. Überall kommen wir heute mit Neueingewanderten zusammen. Sie wohnen auf dem Lande, sie wohnen in unseren Städten. Langsam beginnt durch sie das deutsche Vereinsleben wieder zu erwachen. Daß dieses Vereinsleben während der letzten fünfzehn Jahre am Aussterben war, ist wirklich nicht von großer Bedeutung. Es hat weder unserem Deutschtum noch unserem Mutterlande Canada geschadet. Es ging eben alles seinen natürlichen Weg der Gesetzmäßigkeit und der Freiheit unserer „neuen" Welt.

Wer von Europa hierher nach Canada kommt, merkt gar bald, daß hier sehr vieles anders ist als drüben. In Europa wird Politik, sei sie international oder national, toternst genommen. Da geht es gleich immer um Anstellung, um Haus, um Kopf und Kragen. Man wagt fast nur im Flüsterton über seine politischen Ansichten zu reden. In der internationalen Politik haßt der Pole den Deutschen, der Deutsche den Franzosen, der Franzose den Italiener, der Italiener den Jugoslaven, der Jugoslave den Rumäner, und der Russe den Polen. In der Nationalpolitik heißt es zu oft: Stimme für uns oder spüre den Knüppel!

Hier bei uns hat sich das Problem der internationalen Politik sehr leicht gelöst. Der Pole heiratet Deutsche, der Deutsche Französen, der Franzose Italiener, der Italiener Jugoslaven usw. usw. Der Name wird canadisch ausgesprochen und geschrieben, und die Sache ist erledigt. National- oder Parteipolitik wird gewöhnlich bis auf die letzten Wochen vor den Wahlen verschoben. Dann redet jeder mit, so laut und so kräftig er kann – bis die Wahlen vorüber sind. Nachher überläßt man das Politikmachen wieder den „Fachleuten" im Parlament.

So mancher Neueingewandeter staunt. Und er beschuldigt unsere alteingesessenen deutschsprechenden Canadier geistiger und politisch- nationaler Trägheit. Man sei doch schließlich deutsch. Warum dann keine Begeisterung für deutsche Kultur? Für deutsch-nationale Angelegenheiten? Für deutsche Sprachpflege, Schule, Bücher, Theater usw.? „Es ist einmal Zeit, daß wir rüber kamen, wir werden das Deutschtum Canadas schon wieder zum Leben bringen", sagte vor kurzem ein Neuankömmling.

Wenn damit das deutsche Gesellschaftsleben, Liebe für deutsche Kultur und für die Heimat unserer Vorfahren gemeint ist, dann machen wir schon gerne mit. So etwas kann uns und Canada

nur bereichern. Meint man jedoch ein „neues" Deutschland hier in Canada, eine Gruppe von Menschen, denen mehr an deutscher als an canadischer National- und Parteipolitik gelegen ist, die allen Wert aufs Nationaldeutsche und keinen Wert aufs Canadische legen, dann sind wir nicht so leicht zu haben.

Wir leben hier nach unseren eigenen Traditionen. Drüben wird die Politik toternst genommen, und viele Neueingewanderte schütteln die Köpfe über — wie sie es nennen — unsere politische „Unreife". Hier bei uns wird Religion toternst genommen, und die meisten von drüben schütteln wieder einmal die Köpfe, vollster Verwunderung über unsere gefüllten Kirchen und unser Beten. „Gibt es denn auch noch so etwas?", fragte ein Neueingewandeter den Schriftleiter.

Ja, auch „so etwas" gibt es noch. Gott sei Dank. Und es hat weder unseren Leuten noch ihrem Deutschtum geschadet. Das deutsche Vereinsleben war noch lange nicht so tot, wie manche es beschrieben. Jede Pfarrgemeinde deutschsprechender Canadier hatte immer ihre deutschen Vereine. Die deutsche Sprache wurde in Wort und Schrift fast nur im Kreise der Kirche gepflegt. Und durch den lebendigen Glauben unserer Leute geschah es auch, daß all die ungezählten Carepakete nach Deutschland gehen konnten.

Der deutschsprechende Canadier schämt sich weder seiner Abstammung noch seines Christenglaubens. Er ist immer für ein gemütliches deutsches Vereinsleben zu haben. Deutsche Bücher und deutsche Kultur sind ihm ans Herz gewachsen. Über alles andere geht ihm jedoch das Glauben an den dreieinigen Gott und die Freude, die er an diesem Gotte hat. Er ist Gott-treu.

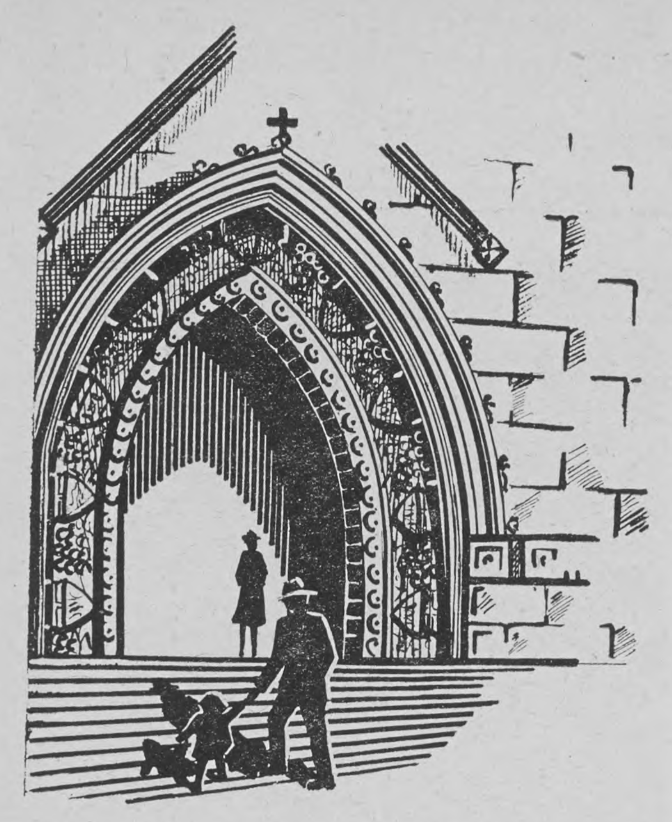
Wir alteingesessenen Canadier deutscher Abstammung stehen heute vor Aufgaben, die wir uns wohl vor Augen halten müssen. Die alte Heimat hat uns große Gruppen von Menschen geschickt, die unter uns „canadisch" werden möchten. Dieser Satz ist uns von größter Wichtigkeit. Wir wiederholen darum: Diese Menschen kommen nicht, um uns „deutsch-national" zu machen, sondern um unter uns zu werden, was wir sind: Canadisch. Helfen wir ihnen.

So wie wir vor vielen Jahren, so werden auch sie jetzt umlernen müssen. Und das ist nicht so einfach. Ob sie die rechte Richtung einschlagen werden oder nicht, hängt vielfach von unserem Beispiel ab. Sehr gerne geben wir zu, daß wir vieles von den Neueingewanderten lernen können. Letzten Endes sind aber wir die Lehrer, während die Neueingewanderten von unserer Erfahrung, von unseren Traditionen, von unseren Arten und Gebäuchen lernen müssen.

Einer der Hauptgrundsätze unseres canadischen Lebens heißt: Wirklich toternst, eine Sache, wo es wahrhaftig um Kopf und Kragen und Ewigkeit geht, ist das Christentum. Religion ist die Herrin im Hause. Die Politik ist nicht Herrin, sie ist Dienerin. Sie muß dienen meinem Glauben und meinem Wohlergehen auf Erden. Stört sie in einem oder im andern, dann ist sie verfehlt, dann ist sie falsch, dann muß ihr wieder jene Stellung im Leben angewiesen werden, die ihr gebührt.

Diese und andere hochwertige Dinge haben die Neuankömmlinge uns abzusehen und abzuhören. Wir sind immer hocherfreut, wenn wir Neucanadiern oder Besuchern von drüben im Theatersaal oder an Vortragsabenden lauschen können. Scheinen wir aber nicht zu vergessen, daß auch wir ihnen sehr viel zu sagen haben? Es wäre ihrer Sache wirklich nicht gedient, wenn wir immer nur sie reden ließen, während wir ihnen garnichts bieten. Es sollte wirklich umgekehrt sein als es jetzt ist: Wir sollten die Abende organisieren, und wir sollten an diesen Abenden die Hauptredner und Lehrer sein. Unsere neuen Freunde sollen uns unterhalten, über dieses und jenes aufklären. Doch: Wie man hier in Canada lebt, dürfen wir nicht von ihnen zu erfragen suchen, das muß ihnen von uns beigebracht werden.

Die meisten Neueingewanderten sind erstaunt: Das kirchentreue Leben des Katholiken ist ihnen wirklich zum Apostolat des guten Beispiels geworden. Bis jetzt sind wir ganz unbewußt Apostel des guten Beispiels gewesen. Die Hoheit Gottes ist es jedoch wert, daß wir uns zu bewußten Aposteln des guten Beispiels umformen. Wir müssen erklären, was wir religiös tun, warum wir es tun, wie es in unsere Lebensanschauung hineingehört. Wir müssen Aufklärung geben, Leitung und Überzeugung, durch Wort und Schrift. Wir müssen zur Kirche führen, müssen vorbeten, und müssen für christliche Literatur im Hause sorgen. Die Neuankömmlinge können noch nichts Englisches lesen. Warum ihnen nicht den Marienboten besorgen? Sie sind ans Lesen gewohnt. Sie wollen lesen. Von uns suchen sie zu erfahren, was man hier bei uns in deutscher Sprache lesen kann. Hier können wir es üben, das große Apostolat des christlichen Beispiels!



Was drüben war und wie es drüben war, mag ruhig drüben bleiben. Die alte gute Bibel sagt im Jakobibrief: „Wer zweifelt, gleicht einer Meereswoge, die vom Winde getrieben und umhergeworfen wird. Ein solcher Mensch ist . . . . der Mann mit zwei Seelen, unbeständig auf allen seinen Wegen." Hier bei uns muß neu angefangen werden, und zwar vom einfachsten A B C des Lebens. Sonst bleibt man dieser Mensch mit zwei Seelen sein ganzes Leben lang, und das ganz gewiß nicht der neuen Heimat zum Wohl!

Wir, die wir schon länger hierzulande sind, haben nie den Weg zu bedauern, den wir eingeschlagen und festgehalten haben. Während Europa blutend und zerrissen sich selbst keine Zukunft voraussagen kann, wissen wir ganz genau, welchem Ziele wir zustreben. Wir haben Glaubensfreiheit, wir wollen sie noch besser ausnützen. Wir haben unser Christentum, wir wollen uns dadurch noch mehr heiligen. Wir haben Schulen, sie sollen noch besser werden. Wir haben gute Nachbarschaft mit Franzosen, Engländern, Ukrainern und Polen, sie muß noch freundlicher werden. Wir haben unser Brot und unsere Versicherung, alles das muß noch sicherer werden. Unser Land ist reich und unser Glauben ist groß, beides muß noch reicher und noch größer werden.

Katholischer Pressemonat Der Monat Februar ist der Monat der katholischen Presse. Könnten wir nicht alle unseren kleinen Teil zur Verbreitung der katholischen Presse tun? Fast jeder von uns kennt neueingewanderte Leute. Haben wir schon einmal nachgeschaut, ob sie katholische Blätter ins Haus bekommen? Hier in Canada haben wir nur ein einziges katholisches Blatt deutscher Sprache, und das ist, wie wir wohl wissen, der Marienbote.

Hier und da lesen wir in Briefen oder hören wir im Gespräch einen Vorwurf, der wahrhaftig unberechtigt ist. Man sagt, die deutschsprechende Geistlichkeit Canadas habe das „deutsche Leben Canadas verenglischt" und habe das hohe Gebot des Papstes, jedem in seiner Muttersprache zu predigen, einfach „gestrichen". Und das hören wir gewöhnlich von Leuten, deren Kinder kein Deutsch mehr können!

Eine Antwort auf derartige Vorwürfe ist wirklich überflüssig. Die Kirche ist keine Deutschschule für Kinder, deren Eltern es vernachlässigt haben, ihren Buben und Mädchen das Deutsche beizubringen. Der Jugend müssen wir so predigen, wie sie es am besten versteht, damit ihnen das Wort Gottes auch zu Herzen gehe. Nicht auf Sprachlehre darf es der Kirche ankommen, sondern auf Gotteslehre. In jeder unserer Kirchen gibt es deutsche Predigten, in jeder einzelnen. Warum kommen die Jungen nicht zur deutschen Predigt? Warum kommen sie zur englischen Ansprache? Die Antwort auf diese Frage spricht für sich! Wenn Vater und Mutter dem Kinde das Deutsche nicht mehr beibringen, dann ist der Jugend einfach die deutsche Sprache – nicht mehr Muttersprache!

Wenn hier in Canada jemand die deutsche Sprache gepflegt hat, dann war es die Kirche. Man soll uns nur jemanden zeigen, der unter so viel Opfern und aller gepredigten Hoffnungslosigkeit zum Trotz so viel für die deutsche Sprache getan hat wie z.B. der von der Kirche herausgegebene Marienbote!

Still und bescheiden wird der Marienbote seine Pflicht weiter erfüllen. Die Oblaten haben ihn gegründet, sie leiten ihn, treu ihrer Sendung, die sie aus Deutschland hierher nach Canada gebracht: Den deutschsprechenden Katholiken des Landes in ihrer Muttersprache das Wort Gottes zu künden.

Schauen wir nach, ob unser Nachbar den Marienboten hat. Februar ist der katholische Pressemonat. Für uns der Marienbotenmonat.

– Der Schriftleiter

Schönes und Schauriges ums Weihnachtsfest

P. Joseph Schneider, O.M.J.

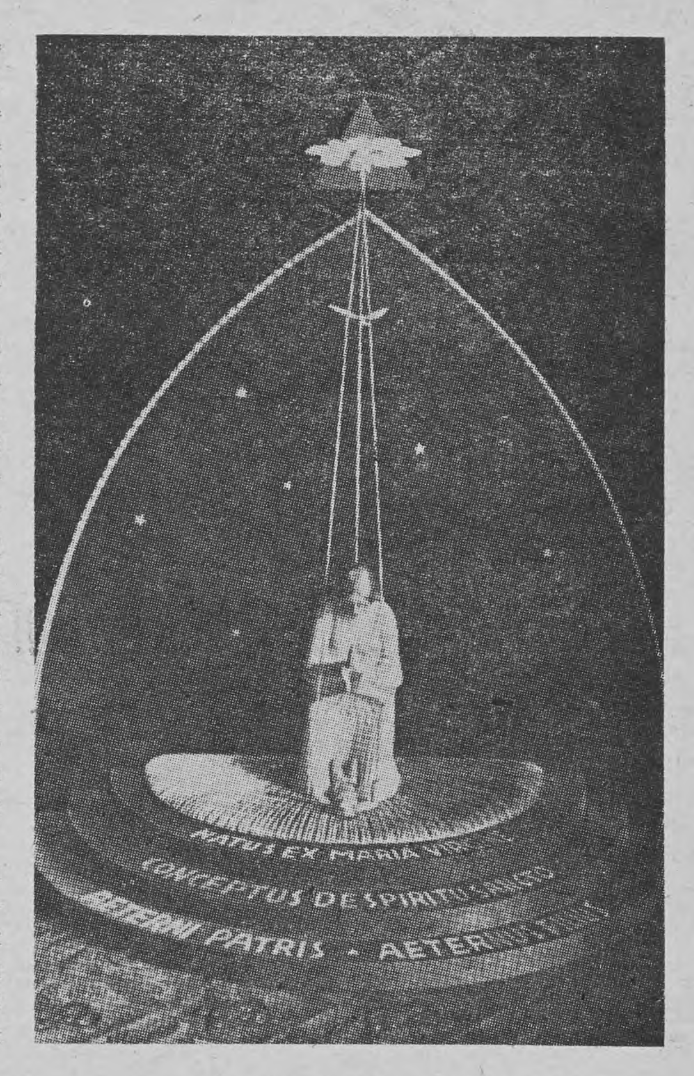
Kein Erdgeborener wird so besungen und umklungen wie das Kind von Bethlehem. Am hl. Weihnachtstag stehen, Ihm Lob zu singen, irdische und himmlische Chöre miteinander im Wettbewerb. Das Gloria als Wiegenlied der Engel und die Verkündigung Seines Lebensprogrammes durch himmlische Heerscharen sind die schönsten Weisen, die je von Menschenohren vernommen worden sind.

Auf Erden treten Menschenzungen ein in den hl. Gesangwettstreit. In allen Sprachen auf dem Erdenrund. In Kirchen, Schulen und Festhallen. Das zittrige Tremolo der Kunstsänger mischt sich mit dem einfach-lieben Klang und dem köstlich metallenem Schmelz der Kinderstimmen. Gleichstimmige und gemischte Chöre beteiligen sich großmütig an der allgemeinen Huldigung, begleitet und verschönert von allen Sorten Instrumenten. Von Streich- und Blasmusik; von Klavier und Orgel; von Cordions und majestätischem Glockenspiel. Das Kind von Bethlehem erscheint umbrandet von Gesang und Musik wie von rauschenden Meereswogen; der Rundfunk, der seit einigen Jahren den Erdkreis umspannt, bringt es uns mehr denn je ins Gedächtnis.

Ein weltweites Bewußtsein macht sich darin Luft und scheint zum lauten Bekenntnis durchbrechen zu wollen: die tiefe Überzeugung der Völker und Jahrhunderte, daß der Sohn des Ewigen Vaters und der Jungfrau der Mittelpunkt des Weltgeschehens ist und die einzige Hoffnung der gefallenen Menschheit.

Derselbe Gedanke kommt zum Ausdruck im Austeilen und Austauschen von Geschenken. Karten und Spielzeug, Überraschungen jeder Art; was glänzt und glitzert auf dem Weihnachtstisch: alles erinnert an die größte Gabe des Ewigen Vaters an die Welt, Seinen Eingeborenen Sohn: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen Eingeborenen Sohn hingab. Und die Weihnachtsbäume in Stadt und Land auf öffentlichen Plätzen, sie blinken es in alle Augen und Herzen: Erschienen ist das Licht, das euch erlößt von Sünden.

Aber Weihnachten versinkt alljährlich im Zeitenschoße. Die Tannen-Bäume werden weggeräumt. Die Geschenke veraltern. Von all dem fröhlichen Jubel bleibt kaum eine Spur. Nur wie ein schwaches Echo klingt er nach in unserem Gedächtnis und macht bald völligem Schweigen Platz. Das graue Einerlei des Alltags bricht herein und breitet seine Schwingen über die Seelen. Freunde, Nachbarn und Familienglieder, die sich begeistert das „Merry Christmas“ (Fröhliche Weihnacht) zuriefen, stehen sich nun fast frostig gegenüber und



Der christliche Weihnachtsgedanke

laufen gleichgültig aneinander vorbei. Das Kind von Bethlehem und Seine Mutter, die für Tage und Wochen so umjubelt wurden, scheinen aus dem Gesichtsfeld zu schwinden. Noch einmal in der Woche, am Sonntag, wird ihrer flüchtig gedacht, aber von genau so vielen werden sie unter den Tisch geschoben. Wär das nur alles! Sie werden nicht nur vergessen sondern wütig umkämpft. Das Venite adoremus auf den Knien wird abgelöst vom Crucifige mit geballten Fäusten wie in Boxerstellung.

Woher dieser schroffe Wandel? Wie ist er zu erklären?

Es ist keine Gottesliebe in der Welt. Sie spielt, als treibende und alles beseelende Kraft, bei weitem nicht die Rolle, die sie spielen sollte. Und als natürliche und unvermeidliche Folge macht sich überall die Selbstsucht breit und rennt gegen Gottes Pläne und Ideale an.

Jeder Mensch trägt nämlich beide Sorten Liebe als Funken in der Brust. Sie sind sprühende, tätige Elemente und stehen in ständigem Streit miteinander um die Vorherrschaft. Gewinnt die himmlische Liebe in diesem Kampf, dann wird der Mensch himmlisch und göttlich im Leben und Streben, im Reden und Tun. Triumphiert die Selbstsucht, dann wird er egoistisch, selbstvergafft; er wird tierisch und viehisch; fähig zu allem Bösen auf Kosten Gottes und der Mitwelt.

Hier liegt die Erklärung für die sonderbar schwankende Haltung so vieler dem Gottmenschen gegenüber .Es gibt viel eingefleischte Egoisten in Stadt und Land, im Dorf und in unsrer engsten Umgebung. Sie tun zwar scheinbar nicht viel Böses. Es fehlt ihnen die Begabung oder die Gelegenheit dazu. Gib ihnen die Talente und sie überfluten dich in Wort und Schrift und Bild mit dem Unflat ihrer Entartung. Gib ihnen die Gelegenheit, und ihre verhaltene Wut bricht mit vulkanischer Gewalt hervor. Sie morden wie die Tiger rechts und links, wie 1935–36 im Spanischen Bürgerkrieg nageln sie unschuldige Ordensschwestern in Kreuzform an die Wand. Glücklicherweise finden sie meist keine Betätigung für ihre schlummernde Bosheit. So sitzen sie wie Kröten im Sumpf ihrer Ichsucht, während der Schlammgeruch der vier erbsündlichen Wunden ihre Sinne umnebelt, ihr schlechtes Beispiel Ärgernis sät und das Übergewicht der tierischen Kräfte in ihnen wie ein lähmendes Bleigewicht in den Gliedern den Höhenflug der Seele verhindert.

Als traurige Begleiterscheinung zu all dem schwelt in ihnen natürlich eine geheime Abneigung gegen Ihn, der in Seinem Leben in flammenden Worten zur Gottesliebe aufgerufen und die Selbstsucht als Wurzel aller Übel bis zur Hölle verdammt hat. Schon als Kind und junger Mann hat der Heiland beides getan durch sein Beispiel; noch viel mehr hat Er sich dafür eingesetzt in Seinem öffentlichen Leben. Er wußte zu gut: ungeordnete Selbstliebe bringt Nacht und Chaos in die Welt.

Läßt sich denn garnichts tun, um einen Umschwung in dieser betrübten Lage herbeizuführen? So daß eines Tages Menschen- und Engelstimmen in dauerndem Jubel im Lob des Herrn zusammenklingen wie in einer irdisch-himmlischen Symphonie? Ganz gewiß; und die Sache ist theoretisch viel einfacher als man denkt. Die Menschen müssen, statt sich der ungezügelten Selbstsucht zu überlassen, sich zur Pflege der göttlichen Liebe aufraffen.

Ein jeder trägt sie wurzelhaft wie einen Blumensamen in der Brust. Sie ist zugleich mit den vier Cardinaltugenden (himmlische Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Stärke) in der hl. Taufe eingegossen worden als mächtiges Gegengewicht gegen die vier erbsündlichen Wunden und den daraus sich ergebenden Zug in die Tiefe. Seitdem schlummert sie triebkräftig im innersten Seelengrund. Ihre bewußte und planmäßige Plege treibt die ungeordnete Selbstliebe aus. Sie ist das Heil-

---

Das Jesuskind ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Glaube, Hoffnung und Liebe will es wieder wie heiliges Feuer auf die Erde bringen. Will eine Brandfackel das Himmelsgut in deine Seele werfen. Kindesseelen nehmen es auf, lassen sich vom heiligen Feuer entzünden. Darum ruft es heute aus der Krippe laut einem jeden zu: Gehe und werde wieder ein Kind!

Josef Sommer

mittel für all unsre Gebrechen. Die großen Heiligen und Gottesfreunde zeigen in ihrem Leben auf Schritt und Tritt, was diese Pflege auf die Dauer fertigbringen kann. Sie war das Geheimnis ihres heldenhaften Aufstieges, ihrer unvergleichlichen Volkstümlichkeit, ihrers übermenschlichen Erfolges.

Die Kirche weiß um all das und tut deshalb alles um der Gottesliebe zum Sieg zu verhelfen. Immer wieder singt sie in ihren Episteln und Evangelien das Hohelied der Liebe. Das ganze Kirchenjahr mit all seinen Festen und Ceremonien steht in ihrem Dienst. Auch die Fasten- und Osterzeit.

Fastenzeit ist Selbstbesinnung auf das Eine Notwendige. Osterzeit ist Auferstehungszeit. Auferstehung von Lauheit zu wahrem Eifer. Von sittlich-religiöser Programmlosigkeit zu klarer Schau. Von sinnlosem Draufloswirtschaften zu planmäßiger Arbeit im Weinberg der Seele. Sie ist Auferstehung von schleichender Lieblosigkeit gegen Gott zur Blüte der göttlichen Liebe in uns.

So stehen Fasten- und Osterzeit vor uns als Ergänzung des Weihnachtscyclus im Kirchenjahr. Sie wollen Begeisterung für Christus wecken durch Betrachtung Seines Leidens und Sterbens.

Die Kirche weiß: wenn diese Begeisterung für den Gottmenschen durchbricht zum vollen Sieg, wird ein ununterbrochener Sturm der Freude Ihn umtoben. Er wird in und über der Menschheit stehen wie ein freundlicher Leuchtturm mitten im Ozean. Das Wellenspiel des „Venite adoremus“ um Ihn herum wird niemals mehr abflauen; das Hosanna des Palmsonntags nimmermehr verklingen. Die Menschen werden sich nicht nur einig sein über die Tatsache und die biblische Poesie, die seine Geburt umrankt. Sie werden eindeutige Stellung nehmen zu Seiner Person, Seiner ganzen Lehre, Seinem ganzen Werk. Die Indifferenz Seiner Zeitgenossen; die Furcht des Herodes vor Ihm; der Haß der Pharisäer gegen Ihn, die in unserm Zeitalter weiterflammt, wird ein für allemal erlöschen. Er wird dann nicht nur als liebes Kind umarmt, verehrt und umschwärmt, sondern als Lehrer und Gesetzgeber des Neuen Bundes; als Herr des Tempels und des Sabbats; als Richter des Lebendigen und der Toten. Es wird, in einem Wort, auf Erden stetige Weihnacht werden.

Unsere Eltern

Ein Vaterherz, ein Mutterherz, —
Kein treu'res hat geschlagen!
Nun hat man sie in kurzer Zeit
Zu Grabe uns getragen.

O Vaterherz, O Mutterherz,
Seit unsren Kindeszeiten,
Wie Sonnenschein, wie Mondeslicht,
Bliebt ihr uns treu zur Seiten.

Und was uns noch das Leben bringt
Mit allen seinen Schätzen:
Ein Vaterherz, ein Mutterherz,
Kann's nimmer uns ersetzen.

Und trifft uns nun ein Herzeleid,
Wen soll'n um Rat wir fragen?
Wer wird, wie ihr, so freundlich ernst
Den rechten Weg uns sagen?

O Vaterherz, O Mutterherz,
Seid ihr auch zu Staub zerstoben:
Im Herzen lebet stets ihr uns;
Lebt uns im Himmel droben.

O Vaterherz, wie Sonnenschein
Sollst du am Tag uns führen;
Wie Mondeslicht, o Mutterherz,
Sollst stets die Seel' uns rühren.

O Vaterherz, O Mutterherz,
Ruht sanft im Erdenschoße!
Zypress' soll grünen auf Vaters Grab;
Auf Mutters Grab, — die Rose.

Marie Poltiska

Einwanderung -- wie weit sollen wir die Tore oeffnen

Canadian Scene

Nach Ablauf des wichtigsten Einwanderungsjahres seit der regen Immigrations-Periode der 1920er Jahre, findet Canada, daß die Zeit gekommen ist, das Resultat seiner Einwanderungspolitik einer sorgfältigen Betrachtung zu unterziehen und die Zahl der Aufgenommenen mit den Anstellungsmöglichkeiten zu vergleichen, die wir bieten können, um so die wirkliche Fähigkeit des Landes, neue Bürger aufzunehmen, festzustellen.

Seit 1930 verfolgte Canada eine äußerst vorsichtige Einwanderungspolitik. Die Wirtschaftskrise die zu jener Zeit ausbrach, war Grund genug, die Einwanderung zu einem fast gänzlichen Stillstand zu bringen, und erst ein Jahr nach Beendigung des zweiten Weltkrieges fingen wir an, Neuankömmlingen unsere Tore wieder langsam zu öffnen.

1945 bis 1951 war das Tor ziemlich weit offen (aber in keinem Vergleich zu den Jahren 1900—1914, in denen keine der heutigen Komplikationen mitspielten). So haben wir während den letzten sechs Jahren ungefähr 585,000 Personen hereingenommen und nach den jetzigen Schätzungen kamen 1951 weitere 150,000 nach Canada.

Nach ethnographischer Einteilung stellte das Vereinigte Königreich seit 1946 192,000 Einwanderer, Holland 46,000, Polen 43,000, Italien 35,000, Deutschland 29,000, baltische Länder 30,000, Ukraine 26,000 und Frankreich 9,000. Der Rest kam von verschiedenen Ländern aller Weltteile — Skandinavien, Island, Schweiz, Arabien, China, Ost-Indien, Iran, Türkei, Japan, ja sogar Rußland, woher 1,000 Einwanderer in den ersten acht Monaten 1951 herüberkamen. Während der gleichen Periode sandten die Vereinigten Staaten 5,000.

Holland ist immer noch eine der wichstigsten Quellen für Einwanderer nach Canada und wird nur von den britischen Inseln überholt. Italien und Deutschland – die früheren Feinde Canadas – sind zum dritten und vierten Range vorgerückt.

Als 1951 die Flut von Einwanderern allmählich den Höhepunkt der letzten zwanzig Jahre erreichte, machten sich Zeichen einer zunehmenden Arbeitslosigkeit, sowie gewisse wirtschaftliche Störungen bemerkbar und es dauerte nicht lange bis die zur Vorsicht neigenden Kreise verlangten, daß die Türe wenigstens teilweise geschlossen werde. Canada hat jeden Winter mit Arbeitslosigkeit zu rechnen, die auf diese Jahreszeit zurückzuführen ist, und dennoch setzte im Dezember eine starke Bewegung ein, die darauf ausging, den Zustrom fast gänzlich zum Stillstand zu bringen.

Die organisierte Arbeiterschaft, welche fest an den Rechten hält, die sie nach so langem Kämpfen errang, steht naturgemäß der Masseneinwanderung mit Mißtrauen gegenüber. Unter den Arbeiterverbänden besteht die nicht ganz unberechtigte Ansicht, daß Einwanderer „billige Arbeitskräfte" darstellen. Es ist das eine veraltete Auffassung, die von den Zeiten herstammt, als hier die ersten Eisenbahnen gebaut wurden, und es ist nicht schwer diese Ansichten auf's Neue zu verbreiten, wenn beobachtet werden kann, wie sich in einigen unserer Städte wieder Reihen von Arbeitslosen bilden. Während der letzten Wochen haben Arbeitervorstände in Toronto, Winnipeg und Vancouver an die Regierung das dringende Anliegen gestellt, in ihrer Einwanderungspolitik größere Vorsicht walten zu lassen und ihr angeraten, in ihrer Auswahl der neuen Leute höhere Anforderungen zu stellen, damit diesen eine gewisse Sicherheit geboten werde, nach ihrer Ankunft hier Arbeit zu finden. Ottawa deutete darauf hin, daß einige Einschränkungen beabsichtigt sind, wenigstens bis zum nächsten Frühjahr, wenn mit der zeitgemäßen Besserung des Arbeitsmarktes gerechnet werden kann. Die Einwanderung soll laut einem Bericht im Jahre 1952 auf 100,000 beschränkt werden.

Auf der andern Seite hört man, daß wir viel zu ängstlich seien und daß wir sofort ein Obdach suchen, wenn sich ein Wölklein am Himmel zeige. So schreibt der „Globe and Mail" von Toronto, daß zur Zeit „ein Haufen Unsinn über Einwanderung und Arbeitslosigkeit herumgeschätzt wird."

„In unserer gegenwärtigen Lage" – so fährt der Artikel fort – „besteht zwischen den Beiden kein Zusammenhang. Die Immigranten, die seit dem Kriege

nach Canada gekommen sind, haben in Wirklichkeit eher zur Vermehrung der Arbeitsgelegenheiten für Canadier – und nicht zu ihrer Verminderung beigetragen. . ."

„Tatsache ist, daß wir nicht nur keinen Überschuß an Arbeitskräften haben, sondern vielmehr an einem Mangel an Arbeitskräften leiden. — Dieser Arbeitsmangel ist ernst in Bezug auf unsere Bedürfnisse der Gegenwart, und sogar ernst in Bezug auf unsere Zukunft. Eine intelligente Bestandaufnahme und Begutachtung der Arbeitslage würde das bestätigen. . . . Canada hat mehr als genügend Raum für den Arbeitsamen und den Unternehmungslustigen. Es wird diesen nicht schwer fallen, für sich selbst Arbeit zu finden und mit der Zeit können sie selbst Arbeitgeber werden . . ."

Während in Ost-Canada, wo sich die meisten Einwanderer niederlassen, dem Bedürfnis für ein besseres System der Stellenvermittlung die Hauptaufmerksamkeit schenkt, macht man sich im Westen Gedanken darüber, wie die Frage der regionenweisen Verteilung der Einwanderer am besten gelöst werden kann.

Die Umstände wollen es, daß sich die Einwanderer nicht dort niederlassen, wo ein Bevölkerungsanwachs am nötigsten ist, sondern in den am dichtesten bevölkerten Landesteilen, d.h. gerade in jenen Teilen Canadas, welche in den letzten Jahren die größte Bevölkerungszunahme zu verzeichnen hatten.

So hatte in dieser Zeit unsere meistbevölkerte Provinz Ontario, welche abgesehen von der Einwanderung am schnellsten zunahm, nahezu 75,000 Einwanderer aufgenommen, was der Hälfte aller Neuankömmlinge entspricht. Quebec mit der zweitgrößten Bevölkerung absorbierte faßt 30,000; British Columbia, die Drittgrößte, ungefähr 10,000 und eine gleiche Zahl kam nach Alberta; ca. 6,000 gingen nach Manitoba, etwas über 3,000 nach Saskatchewan, 1,500 nach Nova Scotia, 1,000 nach New Brunswick und je einige Hundert nach Neufundland and Prince Edward Island.

Das industriereiche Zentral-Cangda ist der größte Anziehungspunkt für neue Leute. Wie das Resultat der jüngsten Volkszählung zeigte, haben die drei Prärie Provinzen, welche einst am schnellsten zunahmen, in den letzten zehn Jahren tatsächlich einen Rückgang der Bevölkerung aufzuweisen, während der Rest des Landes bedeutend zunahm.

Während des Krieges fand eine interne Einwohnerverschiebung statt, von den hauptsächlich agrarischen Gegenden der Prärien, nach Ontario und Quebec, wo die Munitionsfabriken Arbeitskräfte benötigten, und selbst seit dem Kriegsende zeigt sich diese Tendenz immer noch in einem kleineren Masstabe. Obwohl Saskatchewan, Manitoba und Alberta durch Einwanderung und natürliche Vermehrung an Einwohnern gewannen, war diese Zunahme nicht ausreichend, um den Verlust an Abwanderern zu decken. In den zehn Jahren zwischen 1941 – 1951 verlor Saskatchewan beispielsweise 204,000 Personen, welche nach andern Teilen Canadas oder nach den Vereinigten Staaten übersiedelten; Manitoba verlor weitere 66,000 und Alberta 9,400.

Vom Standpunkt des wirtschaftlichen Selbstausgleiches, sowie der Notwendigkeit stabiler Märkte und der Nutzbarmachung der Naturschätze, wird dieser Zustand von National Ökonomen als ungesund beurteilt. Die Wirtschaftslage der Prärienprovinzen selbst erweist sich aber als gesund und ihr Wohlstand nimmt ständig zu. (Öl in Alberta, Nickel und Industrien in Manitoba, Landwirtschaft und neue Uranium Entdeckungen in Saskatchewan), aber ein anhaltender Bevölkerungsrückgang könnte ernste Folgen mitsichbringen.

Wie richtig hervorgehoben worden ist, sollte sich die Einwanderung nicht allein den Aussichten der Arbeitsbeschaffung anpassen, sondern auch den regionalen Bedürfnissen für Bevölkerungszuwachs.

* * *

Du findest in dir die Ruhe nicht,
Den milden Hauch von Gottes Gnaden,
So lang von deiner Schuld Gewicht
Du willst ein Teil auf andre laden.
Nicht, wenn du das, was ich gelenkt,
Von dem, was du getan hast, trennst;
Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,
Wenn du zur ganzen dich bekennst.

N. Lenau

* * *

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh;
Und hast du Tränen noch, so weine,
O weine satt dich ungesehn,
Doch vor dem Aug der Menschen scheine,
Als wär dir nie ein Leid geschehn.

Julius Hammer

Ein Gottesgericht

Von Hermann Weber.

Oben auf der Jochhöhe, welche die Grenze zwischen Tirol und Bayern bildet, erhob sich noch vor einigen Jahren ein künstlerisch ausgeführter Denkstein, ein „Martel“, wie man im Gebirge sagt, und wer dieses seltsame Wahrzeichen erblickte, mußte sich unwillkürlich sagen, daß dasselbe wohl aus einem ganz besonderen Grunde angefertigt und hierhergesetzt sein mußte.

Und sonderbar genug sah dieser Stein auch aus! Er hatte die Form eines Kreuzes und war ungefähr drei Meter hoch; an seiner höchsten Spitze war eine große runde Platte befestigt, auf welcher die Hand des Künstlers einen dunklen, wolkenüberzogenen Himmel, aus dem ein zuckender Blitzstrahl niederfährt, gemalt hatte.

Unter diesem Bilde, auf dem Querbalken des Kreuzes, befand sich eine weiße Marmortafel, auf welcher in vergoldeter, weithin leuchtender Schrift die Worte prangten:

„Herr, lasse uns nicht meineidig werden!“

Vor dem Denkstein befand sich eine schmale Gebetbank, welche den Blick des Knienden auf eine Stelle des Kreuzes richtete, wo die Worte eingemeißelt waren:

„Betet für eine arme Seele!“

Allen Bauern und Waldleuten, welche der Weg an dem Kreuze vorbeiführte, ist die Bedeutung dieser inhaltsschweren Worte bekannt und selten versäumt es jemand, hier ein stilles Vaterunser zu beten.

Und wer setzte dieses Denkmal, und was bedeutet seine seltsame Inschrift? Eine alte Sennerin, in deren Hütte ich übernachtete, erzählte es mir.

Vor ungefähr dreißig Jahren lagen in einem fruchbaren Talgrunde, nicht weit von der Jochhöhe entfernt, zwei Bauernhöfe dicht nebeneinander. Der größere der beiden Höfe war Eigentum eines Bauern, namens Hellner, der auch in den Bergen und auf den Feldplateaus kleine Komplexe Waldes besaß und von den umwohnenden Leuten viel mit „Hochbauer“ angeredet wurde.

Hellner selbst war ein finsterer, verschlossener Mann, der sich um Gott und die Welt nicht kümmerte. Er war vor langen Jahren im Tirolerischen eingewandert, ohne daß jemand wußte, woher er stammte. Auch sollte er, wie sich das Volk erzählte, eine dunkle Vergangenheit haben.

Allen Widerwärtigkeiten zum Trotz hatte er es zum wohlhabenden Manne gebracht, ohne jedoch die Sympathie der umwohnenden Bevölkerung erringen zu können. Dieser Umstand schien dann auch einen verderblichen Einfluß auf seine Gesinnung auszuüben, denn

---

Aus dem Buche Gottes

„Meine Brüder, tretet nicht zu viel als Lehrer auf. Ihr wißt, daß wir dadurch nur ein um so strengeres Gericht zu gewärtigen haben. Wir alle fehlen ja vielfach. Wer im Reden nicht fehlt, ist ein vollkommener Mann, fähig, auch den ganzen Leib im Zaume zu halten. Wenn wir den Pferden die Zügel ins Maul legen, daß sie uns gehorchen, so lenken wir ihren ganzen Körper. Die Schiffe werden von einem kleinen Steuerruder gelenkt, wohin der Steuerman sie haben will, mögen die Schiffe noch so groß sein und mögen sie von starken Winden getrieben werden. So ist auch die Zunge nur ein kleines Glied und darf sich doch großer Dinge rühmen.

„Siehe, ein kleines Feuer kann einen großen Wald in Brand setzen! Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt von Bosheit. Die Zunge stellt sich unter unseren Gliedern als die Macht dar, die den ganzen Leib befleckt und die Lebensbahn in Brand setzt, selbst in Brand gesetzt von der Hölle. Jede Art von Landtieren und von Vögeln, von kriechenden Tieren und von Wassertieren wird gezähmt und ist immer gezähmt worden von der Menschennatur. Aber die Zunge vermag kein Mensch zu zähmen, dieses ruhelose Übel voll tödlichen Giftes.

Mit ihr preisen wir den Herrn und Vater und mit ihr verfluchen wir die Menschen, die nach Gottes Ebenbild erschaffen sind. Aus demselben Munde geht Segen und Fluch hervor. So sollte es nicht sein, meine Brüder!“

Jakobus, 3, 1–11.

er neigte seit einiger Zeit dem Trunke und dem Spiele zu und wurde von seiner Ggttin, einer klugen, herzensguten Frau, zeitweise nur schwer im Zügel gehalten.

Trotzdem ruhte anscheinend der Segen Gottes auf dem Anwesen. Alles gedieh vortrefflich, und gleich den jungen Eichen der Wälder wuchs auch das einzige Kind der Eheleute, ein Knabe namens Franz, heran.

So flossen die Jahre dahin.

Da klopfte plötzlich mit dröhnendem Schalle das Unglück an die Tore. Franz, des Hochbauern Sohn, war zwanzig Jahre alt geworden und genügte gerade seiner Dienstpflicht beim Militär, als seine Mutter schwer erkrankte und nach kaum dreitägigem Krankenlager starb.

Als er dann nach Ablauf seiner Dienstzeit zurückkehrte, fand er zu Hause alles in verwahrlostem, heruntergekommenen Zustand; sein Vater hatte sich vollends dem Trunke ergeben und die Bewirtschaftung des Gutes dem ältesten Knechte überlassen, der sich aber für diesen Posten als völlig unfähig erwies, da er hauszuhalten verstand und meist für seine eigene Tasche sorgte.

Franz übernahm jetzt selbst die Oberleitung, entließ die unfähigen Leute und hatte auch nach einiger Zeit seinen Vater wieder auf den rechten Weg zurückgebracht. Da die Besitzung in gesunder, fruchtbarer Gegend sich befand, hoben sich die finanziellen Verhältnisse auch bald wieder und alles schien besser zu gedeihen wie je zuvor.

Doch nicht lange sollte es so bleiben!

Ein furchbares Gewitter, verbunden mit vernichtendem Hagelschlag, zerstörte in einer Nacht



Der Heilige Vater an seinem Schreibtisch

fast sämtliche Saaten und ließ auch noch das Stallgebäude, in dem der zahlreiche Viehstand sich befand, in Flammen aufgehen; nur mit vieler Mühe konnte ein geringer Teil der Tiere gerettet werden.

Man sieht oft, daß böse Beispiele gute Sitten verderben, und daß mißliche Verhältnisse den Charakter des Menschen oft ungünstig beeinflussen, und so geschah es auch hier. Franz, der bisher brave unde arbeitsame Sohn des verkommenen Vaters, wurde durch diesen Schicksalsschlag gänzlich entmutigt und begann nun gleichfalls zu spielen und zu trinken.

Als einige Zeit nach dem Unwetter die Versicherungssumme für das vernichtete Eigentum an Hellner ausbezahlt war, verschwanden Vater und Sohn auf einige Wochen, um in den nächstgelegenen großen Städten ganz ihren Neigungen nachzugehen. Als sie dann zurückkehrten, war die ganze beträchtliche Summe beim Spiel und Trunk vergeudet.

Nun ging es mit dem Gute schnell bergab. Sei es nun, daß dem neueingestellten Verwalter die nötigen Kenntnisse fehlten oder daß die Besitzung schon zu sehr mit Hypotheken belastet war, genug, die Einkünfte hielten den Vergleich mit den Ausgaben nicht aus, und jedermann mußte einsehen, daß, wenn es so fortginge, der Bauer in absehbarer Zeit ein Bettler sein mußte.

Viel trug auch das üppige Leben dazu bei, welches Vater und Sohn jetzt führten, und schon verschiedene Male hatten Bekannte des Bauern diesem Vorstellungen über die unsinnige Bewirtschaftung des Gutes gemacht und versucht, ihn und seinen Sohn von der verderblichen Lebensweise abzubringen, jedoch vergebens. Mit



Pius XII. weiht neue Missionswagen

Hohn und Spott wurden sie zurückgewiesen.

Da befand sich Hellner wieder einmal in Geldverlegenheit und in seiner Not wandte er sich an seinen nächsten Nachbarn, den Bauern Leisener, und bat diesen um ein Darlehen.

Leisener war ein herzensguter Mann; er hatte den Verfall der schönen Besitzung längst mit Betrübnis bemerkt und da er ebenfalls ein schönes Gut und zahlreichen Viehstand besaß, so zögerte er nicht, dem Nachbarn eine nahmhafte Summe gegen einen Schuldschein vorzustrecken, da er noch immer glaubte, den Alten zur Einsicht bringen zu können. Seine eindringlichen Worte schienen auch wirklich von Erfolg begleitet zu sein, denn Hellner arbeitete von nun an fleißig in Hof und Feld, wobei sein Sohn ihm tüchtig zur Hand ging.

Da nach einem halben Jahr ereignete sich etwas Seltsames!

Hellner erschien mit seinem Sohne auf dem Gerichte zu G . . . und strengte eine Klage gegen den Bauern Leisener an, betreffend die Auszahlung einer vor Jahren dem Nachbarn geliehenen Summe Geldes. Gleichzeitig wies er den Schuldschein über die ausliehene Summe vor, welcher deutlich den charakterischen Namenszug Leiseners trug.

Leisener wurde vorgeladen und erklärte, daß er von Hellner niemals Geld geliehen habe, sondern im Gegenteil: er habe Hellner ein Darlehen bewilligt, welches dieser aber bis heute noch nicht zurückgezahlt habe. Wie Hellner zu einer Schuldverschreibung mit seinem (Leiseners) Namenszuge komme, sei ihm nicht erklärlich, er könne nur annehmen, daß die Unterschrift gefälscht sei.

Die Aussagen der beiden Gegner wurden zu Protokoll genommen und sie selbst zu einer neuen Verhandlung, an der auch ein Sachverständiger für dergleichen Sachen teilnehmen sollte, geladen.

Ein später Sommertag war es, als beide Bauern zum zweiten Male auf dem Gerichte erschienen. Leisener war ernst und ruhig, Hellner dagegen zeigte ein scheues, ängstliches Benehmen, welches er aber nach Kräften zu unterdrücken suchte. Sein Sohn Franz, der sich im Zuschauerraum befand, flüsterte ihm dann und wann leise Worte zu, welche den Alten jedesmal ruhiger werden ließen.

Nachdem der Richter die üblichen Vorfragen nach Alter Stand usw. erledigt hatte, schritt er zur eigentlichen Sache vor.

Der Himmel hatte währenddessen ein bedrohliches Aussehen angenommen: schwere, dunkle Wolken hingen tief hernieder, und in der Ferne grollte schon der Donner. Ein Gewitter war im Anzuge.

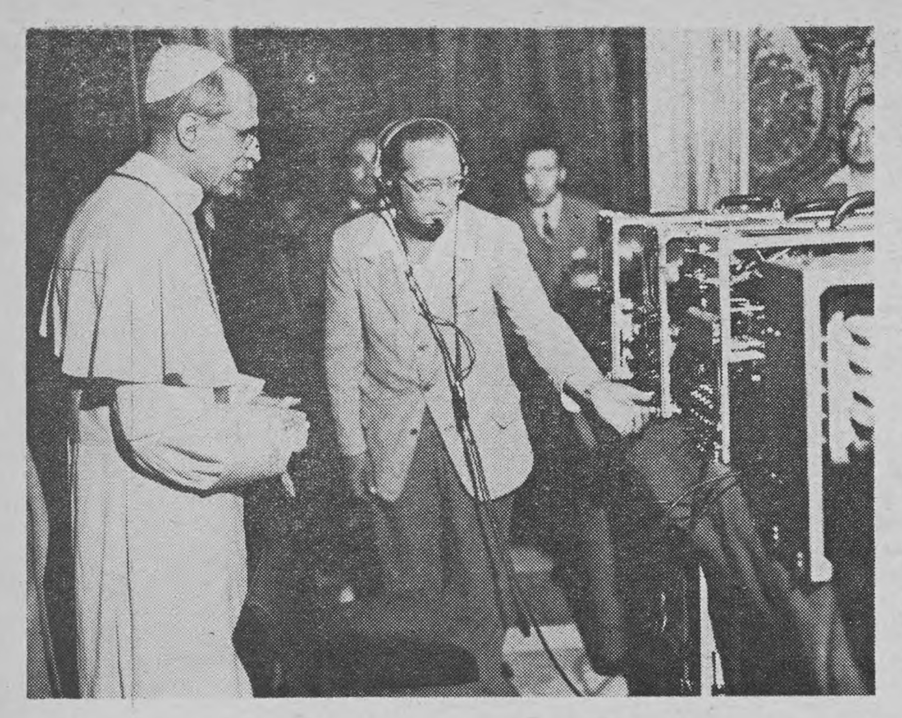
Der fragliche Schuldschein wurde hervorgeholt und der Richter zeigte ihn Leisenen, wobei er sagte: „Erkennen Sie die Unterschrift als die Ihrige an? Sie stimmt mit anderen von Ihnen herrührenden Schriftzügen genau überein!"

Ernst und fest ruhte der Blick des Gefragten auf dem Richter.

„Dieser Schein ist von mir nicht ausgestellt worden", erklärte er ruhig, „daß derselbe eine meinem Namenszuge ähnliche Unterschrift trägt, ist mir unbegreiflich. Ich bin nie in der Lage gewesen, von einem Manne wie Hellner Geld borgen zu müssen."

„Sie werden Ihre Aussage beschwören müssen!" Die Stimme des Richters klang ernst und ermahnend.

„Ich kann es mit ruhigem Gewissen! Gott ist mein Zeuge!"



Pius XII. besichtigt die Vatikanische Radiostation

Kopfschüttelnd wandte sich der Richter jetzt an Hellner, der mit siegesgewisser Miene neben seinem Sohne stand.

„Sie bleiben also dabei, daß dieser Schuldschein von dem Bauer Leisener ausgestellt ist?“ fragte er.

Hellner bejahte es, ebenso sein Sohn.

„Gut. So werde ich sie jetzt beeidigen!“

Hellner wurde aufgefordert, nahe an den Richtertisch heranzutreten, und Franz folgte ihm. Hellner hob die rechte Hand zum Schwur empor. Der Richter sagte jetzt mit lauter Stimme die Eidesformel her, welche Hellner nachzusprechen hatte. Einen Augenblick zögerte dieser, dann begann er entschlossen:

„Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß —“ weiter kam er nicht. Ein krachender Donnerschlag ließ das Gebäude in seinen Grundfesten erzittern, ein blendender Blitzstrahl zuckte hernieder und ein gräßlicher Todesschrei schallte durch das Gemach.

Als der Dunst sich verzogen hatte, sah man Hellner regungslos mit verzerrten Gesichtszügen am Boden liegen.

Alle übrigen waren unversehrt, nur Franz lehnte ohnmächtig an der Wand; ihm war, wie sich später herausstellte die rechte Körperhälfte vollständig gelähmt.

Hellner wurde vom Boden aufgehoben und ein schnell geholter Arzt untersuchte ihn. Doch der Bauer war tot, vom Blitzstrahl zerschmettert. Sein rechter Arm, der zum Schwur erhoben war, als der Blitzstrahl niederfuhr, war vollständig schwarz gebrannt, von den Fingerspitzen bis zur Schulter.

Als Franz wieder zur Besinnung kam, stürzte er dem Richter zu Füßen und bekannte sein und seines Vaters Verbrechen. Sie hatten lange Zeit versucht, Leiseners Handschrift nachzuahmen (als Probe hatten sie sich einen Brief des Genannten zu verschaffen gewußt), und beide ließen nicht nach in ihren Bemühungen, bis sie Leiseners Namen so täuschend ähnlich schreiben konnten, daß selbst der Richter ihn von der echten Unterschrift nicht zu unterscheiden vermochte.

Der gewissenlose Vater fertigte nun einen Schuldschein über mehrere tausend Mark aus, und mit seinem gleichfalls dem Laster verfallenen Sohne das bisherige müßige Leben noch weiter fortsetzen zu können; aber die Hand eines Stärkeren setzte ihrem Treiben ein Ziel!

Franz Hellner hat seinen rechten Arm niemals wieder gebrauchen können. Als er die über ihn verhängte Gefängnisstrafe verbüßt hatte, verkaufte er, was von dem einst so blühenden Anwesen noch geblieben war, und verließ die Gegend, um im Auslande ein neues Leben zu beginnen.

Vorher ließ er jedoch den Denkstein anfertigen und an hervorragender Stelle setzen, damit der Wanderer stets eingedenk sei, wie Gott den Meineidigen zu strafen weiß.

* * *

Man begeht einen Irrtum, wenn man etwas mit dem Namen „Leben“ bezeichnet, was doch bald enden muß. Nur für Himmlisches, für solches, das keinen Tod kennt, sollte man die schöne Bezeichnung wählen.

Hl. Theresia v. K. J.

* * *

Gib nicht zu schnell dein Wort, so brauchst du's nicht zu brechen: Viel besser ist es, mehr zu halten, als versprechen.

Löst Sozialisierung die soziale Frage

„Christ Unterwegs"

In dem seit Generationen geführten sozialen Kampf geht es darum, daß die Arbeiter, die ihr „Arbeitsvermögen" in einen Betrieb zur Mitarbeit bringen, denjenigen gegenüber als gleichberechtigt anerkannt werden, die ihr Kapitalvermögen in den Betrieb einbringen. Produktionserträge entstehen durch das Zusammenwirken von Arbeit und Kapital.

Die Schuld am Entstehen der sozialen Frage trägt nicht die Technik, sondern eine unzureichende Wirtschaftsordnung. Die Technik brachte nur die Symptome eines falschen Verteilungssystems durch die enorme Produktionssteigerung sehr viel krasser und zum Schaden aller Betroffenen zum Vorschein. Wir leiden nämlich nicht an einer Überproduktion, sondern an einer Unterkonsumption.

Dank des verschwenderischen Reichtums der Natur und dank der durch geistigen Fortschritt aus den Naturkräften gewonnenen technischen Hilfskräfte sowie der vielen technischen Erfindungen könnten wir Menschen der zivilisierten Welt alle ein wohlhabendes und glückliches Leben führen, das uns weit über den animalischen Zustand emporhöbe.

Statt dessen aber vegetiert die große Mehrzahl der Menschen in den zivilisierten Ländern trotz fleißiger Arbeit in Armut dahin und kennt nicht einmal mehr jene Lebensfreiheit und Daseinsfreude, die den Tieren eigen ist. Darüber hinaus sind Millionen arbeitswilliger Menschen sogar zur Arbeitslosigkeit verdammt, die ihnen jeden Lebenssinn nimmt und sie unverschuldet zu elenden Hungerleidern macht.

Das zu lösende soziale Problem besteht in der gerechten Verteilung der Verantwortung und des gemeinsam erwirtschafteten Ertrages. Und nur die gerechte Verteilung des Sozialproduktes durch ehrliche Verteilungsmittel (Lohn und Geld) beseitigt die anorganischen Kreislaufstörungen im Wirtschaftsleben, deren Symptome Absatzkrisen und Arbeitslosigkeit darstellen, und kann damit die natürliche Vollbeschäftigung verbürgen, die bei gesunden Verhältnissen und einem organischen Wirtschaftskreislauf selbstverständlich ist. Massenarbeitslosigkeit hier und fehlender Massenbedarf dort ist ein unnatürlicher Widerspruch!

Bisher konnten wir die soziale Frage nicht lösen, weil wir auf der Suche nach der Lösung falsche Wege gingen. Der Ruf nach Sozialisierung wurde falsch ausgelegt. Es geht gar nicht darum, durch Enteignung der Unternehmer die Produktionsmittel zu vergesellschaften, sondern durch Beteiligung aller Schaffenden die Produktionserträge! Also keine Verstaatlichung der Betriebe und kein autoritärer Staat für die Volkswirtschaft, sondern Schaffung brauchbarer Verteilungsmittel.

Wenn Lohn und Geld die Mittel zur Verteilung des Sozialproduktes sein sollen, müssen sie auch in organische Beziehung zu dem durch sie zu verteilenden Sozialprodukt und in direkte Beziehung zu der Leistung jedes Lohnempfängers gebracht werden.

Man hat uns vorgerechnet, daß Deutschland für die von ihm aufgebrachten Kosten des letzten Krieges hätte jeder deutschen Familie ein Eigenheim mit vollständiger Einrichtung und ein Volksauto — neben hunderten von Millionen Mark für Sozialaufwendungen! — schaffen können. Dabei hätten Unternehmer und Kapitalbesitzer dennoch ausgezeichnet verdienen können. Daraus ersehen wir, welche gewaltige Produktivkraft eine moderne technisch ausgerüstete Volkswirtschaft besitzt. Wir ersehen aber auch daraus, daß die Erhöhung des Lebensstandards der breiten Massen keineswegs auf Kosten der Unternehmer- und Kapitaleinkommen zu geschehen braucht.

So stoßen wir auf die Kernfrage: weshalb wird diese gewaltige Produktionskapazität im Frieden nicht für die Wünsche und den Bedarf des Volkes eingesetzt? Weil die entsprechende Kaufkraft im Volke fehlt!

Weder Marx noch Lenin sind bis zu der Erkenntnis vorgedrungen, daß alle Sozialisierungsbestrebungen fruchtlos bleiben müssen, solange nicht die anorganischen Verteidigungsmittel durch ein organisches Geld und einen organischen Lohn ersetzt werden. Vergesellschaftung der Betriebe löst niemals die soziale Frage, denn sie ändert nichts am Schicksal des Arbeiters, sondern setzt lediglich anstelle vieler Unternehmer den einen selbstherrlichen — nämlich Vater Staat.



Soziale Sicherheit unter dem Schutze des Kreuzes

Mit der Verstaatlichung aber ändert sich das Schicksal des Arbeiters kaum in einem für ihn günstigen Sinne, denn das falsche und ungerechte Verteilungsprinzip bleibt das alte. Die Löhne sind niemals Ertragsanteile der Produktion, sondern immer nur Kostenanteile! Dementsprechend führt jede Lohnerhöhung zur Kostenerhöhung und damit zur Preiserhöhung, aber nie zu einem erhöhten Lebensstandard. So kommen wir nicht aus der verderblichen Wirkung der sattsam bekannten Lohn-Preis-Spirale heraus. Die Massenproduktion aber wird sinnlos und zwecklos, wenn mit ihr die Kaufkraft der Massen nicht Schritt hält.

Das wichtigste Ereignis der industriellen Revolution ist jene große Wandlung, die durch Arbeitsteilung und Produktionsteilung im menschlichen Schicksal bewirkt wurde. Beide haben zur Aufgabe der Selbstversorgung und damit zur Abhängigkeit der Menschen und Völker voneinander geführt. Heutzutage produziert jeder für den Markt, also für die Gemeinschaft, und erfüllt damit eine bestimmte Aufgabe im Rahmen der Volkswirtschaft, also für das Ganze. Durch die volkswirtschaftliche Produktionsteilung entstand eine Wirtschaftsgemeinschaft, wie durch die betriebliche Arbeitsteilung eine Arbeitsgemeinschaft entstand. Hier übt der einzelne Mitarbeiter und dort der einzelne Betrieb eine bestimmte Funktion im Rahmen des Ganzen aus.

Jede Bauernwirtschaft, jeder Handwerksbetrieb, jeder Fabrikbetrieb und auch die Volkswirtschaft stellen soziale Gemeinschaften dar. So wie ein natürlicher Organismus (z.B. der menschliche Körper) ein sinnvoll gegliedertes Ganzes ist, in dem jedes Glied seine bestimmte Funktion verrichtet und aus dieser Pflichterfüllung für das Ganze sein Recht auf Anteil am Ganzen, auf Teilnahme am Blutkreislauf erhält, weil das Ganze nicht ohne seine Teile leben kann, wie das Schicksal jedes Teiles von dem des Gesamtorganismus abhängig ist, so sollten wir die menschlichen Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaften als soziale Organismen ansprechen.

Mit der Aufgabe der Selbstversorgung hat auch die Möglichkeit der Unabhängigkeit der einzelnen Menschen und sogar der Völker voneinander aufgehört. Jeder ist gezwungen, zu verkaufen, weil alle kaufen müssen! Alle wurden abhängig von der Möglichkeit des Absatzes, seit die Maschinen unsere Arbeitssklaven geworden sind und wir alle uns beruflich spezialisiert haben. Der Absatz ist abhängig von der Kaufkraft. Jede Produktion verliert heutzutage ihren Sinn, wenn sie nicht eine gleichwertige Kaufkraft auslöst. Jede Leistung für die Gemeinschaft sollte als Gegenwert einen entsprechenden Anteil am Gemeinschaftsertrag ergeben. Dem Blut im Kreislauf des Organismus entspricht die Kaufkraft im Wirtschaftsleben.

Unsere sozialen Organismen leiden alle an anorganischen Kreislaufstörungen, denn mit der wachsenden Produktion hat die Kaufkraft aller jener, die diese Werte hervorbringen, nicht Schritt gehalten. Das ist eine wirtschafliche und eine politische Frage! Hinter der Entwickelung der Technik ist die politische und soziale weit zurückgeblieben!

Nach unserer herkömmlichen Auffassung ist es zwar selbstverständlich, daß wir dem Kapital einen Kostenanteil zur Erhaltung seiner Substanz in Höhe seiner Abschreibung sowie einen Ertragsanteil in Höhe seiner Gewinnberechtigung zubilligen. Der Arbeiter aber muß sich mit einem Kostenanteil zur Erhaltung seiner Existenz in Höhe seiner Stun-

denlöhne begnügen! Einen Ertragsanteil vom Gewinn erhält er nicht, obgleich alle Produktionserträge nur durch das Zusammenwirken von Kapital und Arbeit entstehen. In dieser Zurücksetzung liegt die Entrechtung des Arbeiters.

Das übliche Verfahren, den Arbeitslohn als Kostenbestandteil der Produktion anzusetzen, hat nicht nur den wirtschaftlichen Nachteil, daß die Löhne niemals den Produktionsleistungen entsprechen, also Kreislaufstörungen verursachen, sondern dokumentiert auch jene Entrechtung, die zum Klassenkampf führte.

Der Arbeiter zählt noch aus jener Zeit her, da es keine Technik und keine Maschinensklaven gab, als „Ware", deren Berechnung – genau wie Material und Rohstoffe – nur unter Kosten rangiert. Arbeitsmarkt, Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind zwar sehr gebräuchliche Begriffe, dokumentieren aber leider allzu deutlich die Einschätzung der Arbeit als Ware und die des Arbeiters als Sklaven. Daran kommen wir nicht vorbei! Das Wesentliche, das den freien Arbeiter vom Fronarbeiter unterscheidet, ist sein Recht, am Ertrag der Gemeinschaftsarbeit teilzunehmen, während man den Sklaven mit seinem mehr oder minder ausreichenden Lebensunterhalt abfindet.

Jeder Betrieb ist heutzutage eine kleine Arbeitsgemeinschaft in der großen volkswirtschaftlichen Produktionsgemeinschaft. In den Betrieben haben sich Unternehmer und Arbeiter zu gemeinsamem Werk unter Mithilfe des Kapitals zusammengefunden. Aber die Arbeiter wollen nicht Knechte, nicht Arbeitnehmer sein, die man nur mit ihrem Existenzminimum abfindet, sondern als freie gleichberechtigte Mitarbeiter gewertet werden, die auch am Ertrag der Gemeinschaftsarbeit teilhaben.



Er segnet

Mit der dank technischer Hilfe steigenden Produktion sollten auch die Lohnanteile und damit die Geldgutscheine aller in der Volkswirtschaft nützlich Tätigen mitwachsen. Die Löhne dürfen nicht mehr ausschließlich Kostenanteile der Produktion sein und lediglich den Lebensunterhalt decken, sondern müssen ehrliche Ertragsanteile werden!

Eine nützliche Leistung für die Gemeinschaft muß – genau so als ob der Schaffende für sich selbst arbeitet – dem Betreffenden einen Mindestlebensstandard verbürgen. Und jede Mehrleistung für die Gemeinschaft muß für denjenigen, der sie aufbringt, auch einen Mehrnutzen abwerfen – genau so, als ob er für sich selbst mehr leistet. Umgekehrt darf in einer Gemeinwirtschaft kein Mensch zu einem Nutzen von der Gemeinschaft gelangen, der nicht zuvor der Gemeinschaft einen Nutzen erwiesen hat. So wird der gesunde Eigennutzen ganz in den Dienst für die Gemeinschaft gestellt. Damit kommen wir zu einem praktischen Sozialismus!

Gesund und lebensfähig ist nur der Organismus, der seine sämtlichen Zellen am Blutkreislauf teilnehmen läßt. Alle Zellen müssen laufend ihre verbrauchten Energien erneuern, wenn sie nicht absterben wollen, und am gemeinsamen Wachstum teilnehmen, wenn der Kreislauf ohne Störungen funktionieren, also der Organismus gesund bleiben soll. Auch der soziale Organismus muß sich nach diesen Naturgesetzen richten! Auch er sollte seine Zelle, das sind seine Mitarbeiter, am Energieer-

satz und am wirtschaftlichen „Mehrwert" teilnehmen lassen. Er sollte ihnen zunächst einen Mindestlebensstandard einräumen und ihnen sodann den ihrer Aufgabe und ihrer Leistung zustehenden Anteil an der Vermögensbildung zubilligen.

So kommen wir zu einer Zweiteilung im Lohnwesen: Ein Grundlohn, der den Mindestlebensstandard in der Gemeinschaft ausdrückt, bleibt Kostenbestandteil der Produktion. Ein zusätzlicher Ertragslohn aber – gestuft nach persönlicher Leistung und sachlicher Aufgabe – läßt alle Schaffenden am „Mehrwert", dem technischen Fortschritt entsprechend, teilnehmen. Nur so wird die verderbliche Wirkung der Lohn-Preis-Spirale durchbrochen, da bei einer solchen Zweiteilung des Lohnes der dem Arbeiter zuerkannte Ertragslohn (genau wie die Dividende für das Kapital) nicht mehr auf die Kosten drückt.

Eine solche Regelung sichert dem Arbeiter seinen ehrlichen Anteil an allen Produktionssteigerungen, ohne daß er erst eine Lohnerhöhung zu erhandeln oder zu erstreiken braucht. Der Arbeiter wird so zum Mitunternehmer seines Betriebes – ohne den Unternehmer zu enteignen! – und zum Partner seiner Volkswirtschaft – ohne diese zu verstaatlichen!

Neben dem Lohn steht das Geld als Verteilungsmittel des Sozialproduktes. Während der Lohn das abstrakte Anteilsrecht am Ertrag der engeren betrieblichen Arbeitsgemeinschaft darstellt, ist das Geld ein konkreter Gutschein, der ein Bezugsrecht in der ganzen Volkswirtschaft ausdrückt.

Das anorganische Geld, wie es heute üblich ist, ist kein brauchbares Verteilungsmittel, sondern eine knappe Ware, mit deren Knappheit man spekuliert und die man handelt – verhandelt gegen die reichlicher bemessene Ware „Arbeiter". Ein organisches Geld dürfte nur durch nützliche Leistungen entstehen, denn es hat ja die Funktion eines Gutscheines. Ehrliche Gutscheine jedoch können nur durch nützliche Leistungen für die Gemeinschaft entstehen und erworben werden. Dann sind sie auch immer gedeckt durch Leistungen, und es kann keine Inflation entstehen. Die so oft genannten und von allen Sozialisten erbittert bekämpften leistungslosen Einkommen sind bei jenen zu suchen, die mit der Ware „Geld" ihre Geschäfte machen!

Wenn wir den Menschen in den Mittelpunkt der Wirtschaft stellen wollen, anstelle des anorganischen Geldes wie bisher, dann muß zukünftig auch der menschliche Mindestlebensstandard als Mindestwert für die menschliche Arbeitskraft zum Grundwert für Lohn und Geld und damit aller Kosten und Preise werden. Dieser Grundwert sollte ausgedrückt werden durch einen einheitlichen Grundlohn. Wenn darüber hinaus der Ertragslohn das Anteilsrecht des einzelnen an der Gemeinschaftsarbeit im Betriebe ausdrückt, sind die Geldgutscheine die reale Kaufkraft, verdient durch nützliche Leistungen, mit der jeder Inhaber (im Rahmen seiner Leistung) zum Teilhaber der großen Volkswirtschaft wird.

Möge der Unternehmer nie vergessen, daß seine Mitarbeit auch seine indirekten oder gar direkten Abnehmer sind! Seitdem die industrielle Revolution die Maschinensklaven geschaffen hat und die Menschen zu sozialen Organismen zusammenfügte, ist die Gesamtkaufkraft aller Schaffenden einer Volkswirtschaft zum Arbeitgeber für alle Schaffenden, auch den Unternehmer, geworden. Der Unternehmer, der es „unternimmt", Arbeit und Kapital zu einem bestimmten Zweck zusammenzuführen, ist dank seiner Tüchtigkeit der erste Arbeiter seiner Gemeinschaft – gleichgültig, ob er selbst mit Kapital beteiligt ist oder nicht.

In der heute üblichen Gemeinschaftswirtschaft muß die Kaufkraft der Leistung entsprechen. Ehrliche Kaufkraft kann nur durch nützliche Leistungen oder Sozialfürsorge erworben werden. Sie wird durch Geld-Gutscheine realisiert. Wenn die Geldgutscheine ein Verteilungsmittel für das Sozialprodukt sein sollen, müssen beide Wertbegriffe auch in organische Beziehung zueinander gebracht werden.

Schaffen wir organische Löhne und ein organisches Geld, so gibt es keine soziale Frage und keine Arbeitslosigkeit mehr.

Dr. Hans-Achim Holtz.

* * *

O Mensch, wer du verdrossen bist, wenn du siehst, daß dieses Wunsche gelingt, schämst du dich nicht, wenn du siehst, daß dieses sich nicht einmal in der Familie unseres Herrn vorgefunden hat. Betrachte, ich bitte dich, den Wechsel, die Veränderung und die Verschiedenheit der Dinge, die dort vorkommen.

Hl. Chrisostomus.

Ist das noch ein Leben

Erzählung von Alois Frank

Schon zum drittenmal seit heute morgen schlurft der alte Hannesbauer durchs Dorf. Wo er nur hin will, im blauen Schurz, die Hacke über die Schulter geworfen? Zweimal hat er diesen Weg schon gemacht, ist aber nicht weiter als gut 100 Meter übers Dorf gekommen, dann blieb er plötzlich stehen, wischte sich mit dem schmutzigen Hemdärmel über die Stirne und kehrte wieder um. Ist der Hannesbauer aus dem Häuserl geraten? In dieser schlimmen Zeit wäre das bei einem 65jährigen leicht möglich!

Geschäftig wackeln drei Enten über die Straße und untersuchen den Boden nach bescheidenen Genüssen. Hannes macht einen Bogen um sie. Einem Tierlein kann er kein Leid antun, gerade deshalb, weil er selber in den letzten 20 Jahren soviel hat durchmachen müssen. Ach, der Hannesbauer mag gar nicht mehr daran denken! Aber es läßt ihm keine Ruhe. Vor allem heute nicht an diesem strahlenden Sommermorgen, da allenthalben auf den Wiesen und Feldern fröhliche Geschäftigkeit sich regt.

Ist bloß gut, daß sein braves Weib schon nahezu 15 Jahre tot ist. So sind der alten Kathrin doch die schlimmsten Zeiten erspart geblieben. Die Kathrin, brav ist sie gewesen, selbstlos, gut, von Anfang an. Vor 40 Jahren hat er sie an den Altar geführt. eine Hochzeit war's, wie weit und breit keine! Sein Eigentum: ein sauberes, behäbiges Anwesen mit 3 Pferden, 8 Kühen und einer Anzahl Kleinvieh im Stall. Zwar nicht schuldenfrei, aber Glück und Frieden im Haus, und bald drei kräftige Buben. Nacheinander kamen sie, jedes Jahr einer, bis die Kathrin krank wurde. Mit der Mutter gings zurück, mit den Buben vorwärts, sie schrien und wuchsen tüchtig, blieben gesund und wurden echte und rechte Schaffer. Den ersten Weltkrieg hat er mitgemacht, er, der Hannesbauer. Daheim werkten zwei alte Dienstboten auf dem Feld, die Kathrin im Haus. Heil und gesund kam er wieder heim; sein Weib hat's erbetet, sagt er heute noch. Schaffen konnte sie ja nicht mehr viel, die kranke Kathrin, aber beten konnte sie wie keine zweite im Dorf. Dann kam die Inflation, der Hof wurde vollends schuldenfrei, es ging aufwärts. Da starb die brave Kathrin und ließ den Hannes mit den drei Buben zurück. Eine alte Base führte den Haushalt. Es mußte auch so gehen. Und es ging! Ja, aber dann, als der zweite Krieg kam? Daran mochte der Hannes nun gar nicht mehr denken, denn dieser Krieg nahm ihm

---

Kernige Frömmigkeit

„Frömmigkeit ist nichts anderes als eine gewisse Frische und Regsamkeit, wodurch die Liebe in uns (und wir in der Liebe) gern und behende ihre Werke tut. Liebe heißt uns, die Gebote Gottes halten; Frömmigkeit läßt sie uns auch in ungehemmter, froher Bereitschaft tun."

Der große heilige Kirchenlehrer Thomas von Aquin gibt uns folgende ganz ähnliche Antwort auf diese Frage:

„Frömmigkeit scheint nichts anderes zu sein als eine gewisse freudige Bereitschaft des Willens, sich dem hinzugeben, was zum Dienste Gottes gehört."

So erscheint die kernige Frömmigkeit in einem liebens-würdigen Lichte. Alles Kleinliche, Pedantische, Absonderliche ist abgetan. Die Liebe ist Königin; in heiliger Gewissenhaftigkeit geht der Fromme seinen Weg, den Weg in Gottes Vaterarme. Aus dem harten „Sollen" macht er mit Gottes Gnade ein freudiges „Wollen"!

Kardinal Newman soll uns ein passendes Schlußwort sagen:

„Ein Mensch, der religiös ist, ist es am Morgen, am Mittag und zur Nachtzeit. Seine Religion ist ein Charakter, eine Form, die all sein Denken, Reden und Handeln innerlich durchseelt; und alles ist nur vom Ganzen her verständlich als sein Teil. Man sieht Gott in allem, alles mißt man an Gottes Willen."

seine Buben, alle drei. Keiner kam wieder zurück. Der Hannesbauer blieb allein, ohne Erben.

Kein Wunder, daß man im Dorf sagt, der Hannesbauer sei hintersinnig geworden. Wenn solch trübe Gedanken über ihn kommen, dann ist er nicht mehr zu sprechen. Dann geht er nur geradeaus, achtet auf keinen Gruß und sieht keinen Menschen. —

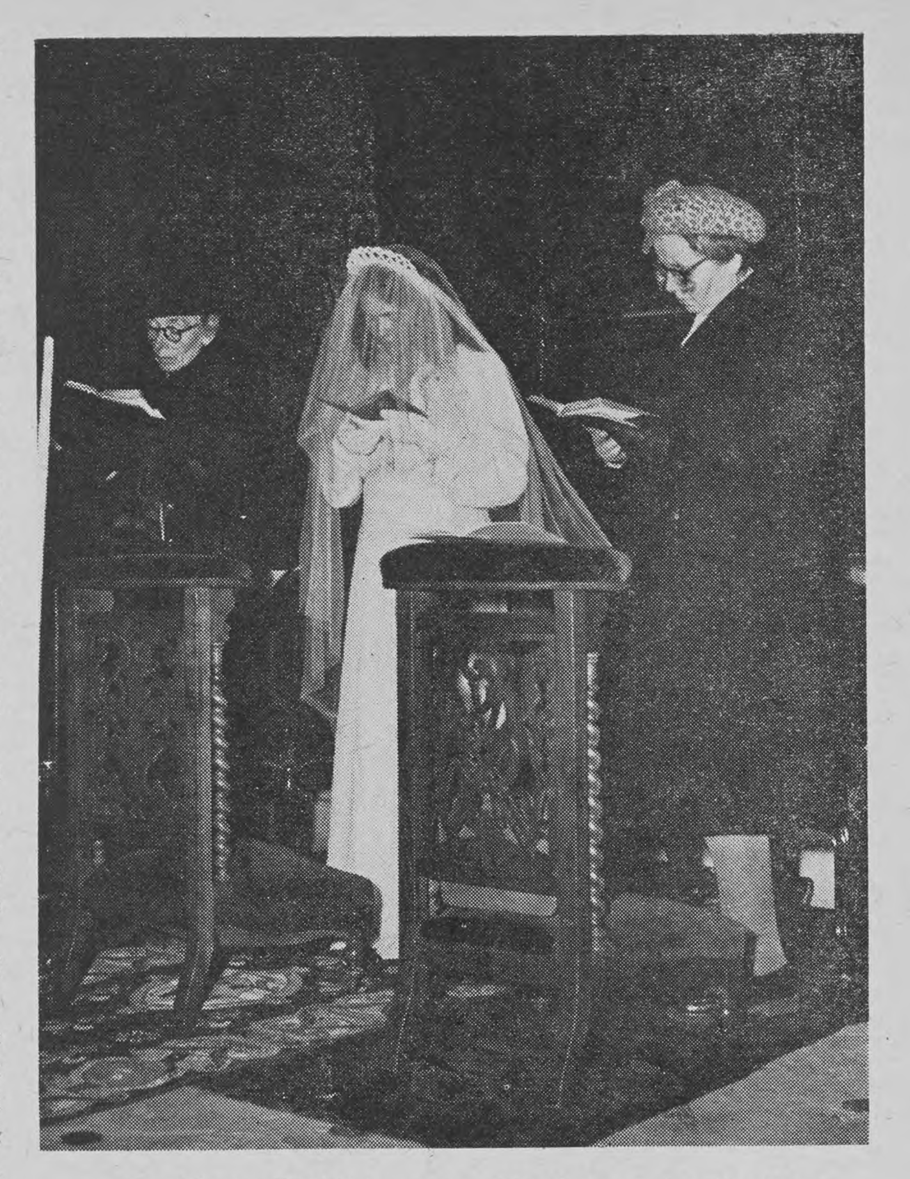
Wieder liegt das Dorf hinter ihm. Zum dritten Male heut. Diesmal ist er wirklich in Schweiß geraten und hat allen Grund, die Stirne abzuwischen. Er schaut sich nach einem Schatten um und sucht gedankenlos Schutz unter einer Kastanie. Ach, da steht ja eine Bank, grad recht zum Sitzen. Das Kinn auf die Hacke gestützt sinniert Hannes weiter:

„Bin 65 Jahre alt. . . . Bin ein einsamer Mensch. . . . . Weiß nicht, für wen ich arbeite. . . . Mein Hof kommt in fremde Hände. . . . Ist das noch ein Leben? . . . ."

Schwups! — Was war das? Der Alte schreckt aus seinen Gedanken auf und fährt sich an die Nase. Ein brummiger Käfer hat seinen Weg verfehlt und ist mit der etwas groß geratenen Nase des Bauern zusammengestoßen. „Kannst net acht geben, Kerl!"

Wieder in die Wirklichkeit des Sommermorgens versetzt, schaut sich Hannes um. Wo sitzt er denn? — Daß er das nicht merkte! — „Hast halb geschlafen Hannes", sagte er zu sich selber. „Setzt dich dem Herrgott vor die Füße, siehst Ihn nicht, grüßt Ihn nicht, streckst Ihm den Buckel zu!

Mit einemmal hat der Bauer seinen persönlichen Gram vergessen. Er steht auf, schaut zum Bildstöckl empor und faltet die Hände. Ja, da hängt unser lieber, guter Herr. Weit über 40 Jahre lang hängt er da, Tag und Nacht, bei Sonne und Sturm, bei Schnee und Kälte. So hing er schon, als die brave Kathrin noch lebte. So hing er da, als er, der Hannesbauer, im verschlissenen Rock aus dem großen Krieg heimkam und seinen ersten Gang mit Frau und Buben hierher unter die beiden Kastanienbäume machte. Und hier hat er sich hingekniet, als man die Kathrin auf dem Gottesacker zur Ruhe gebettet hatte, noch am gleichen Tag abends. Und als erst die drei Buben von ihm gingen und nimmer kamen, ach, der Hannesbauer ist noch in selbiger Nacht — nachmittags hatte der Postbote die Hiobsbotschaft vom Tod des Jüngsten gebracht — hierher gelaufen. Zwar hat er nicht beten können, weil er hat weinen müssen, der starke Mann. Und er hat geweint, in der Dunkelheit, keiner hat's gemerkt, aber der



Der Mutter Abschied vor der Einkleidung der Tochter

Herr hat's gesehen mit seinen Gottesaugen. Der Herr hat auch gesehen, warum der Hannesbauer geweint hat, daß er's nicht aus Verbitterung tat, sondern weil er die Buben, seine Buben, die Buben seiner Kathrin, so gern gehabt hat. Lang hat er damals gekniet — schwer genug war's — na ja, das ist vorbei, Hannesbauer!

Oder ist's etwa nicht vorbei? Warum hängen deine glanzlosen Augen so unbeweglich an den leidenden Zügen des Herrn? Warum läuft immer wieder ein geheimes Zittern über dein von Wind und Wetter zerfurchtes Gesicht? Warum krampfen sich deine zerschundenen, knochigen Hände so unlösbar ineinander?

Ein Heuwagen rollt die Straße entlang. Ein junges Knechtlein schwingt die Peitsche und knallt in den warmen Morgen hinein. Zwei Mädchen in bunten Kopftüchern erzählen lachend vom gestrigen Sonntag. Der Hannesbauer sieht und hört nichts. Seine Augen hängen immer noch an denen des Gekreuzigten.

„Ja, Herrgott, Dir ist's auch schlecht gegangen, ich weiß schon. Viel schlimmer ist's dir gegangen als mir. Du hast in einer bösen Welt gelebt. Dabei warst Du so gut. O, der Hannesbauer hat nie so gut sein können, nicht mal an der Kommunionbank. Ich hab' geglaubt, mein Leben sei verpfuscht, das sei gar kein Leben mehr. Warum? Weil's mir nicht nach dem Kopf gegangen ist. Mein Kopf hat sich's nämlich ganz schön vorgestellt: Großvater spielt im Lehnstuhl, das Pfeifchen im Mund Tag und Nacht, das Bier auf dem Tisch zu jeder Mahlzeit, Enkelkinder ringsum eine ganze Schar, die in einem fort schreit: Großvater, guck! Großvater, guck! Ich hab den Himmel auf Erden haben wollen. Ja, ja, mein Kopf, was der nicht zusammengeträumt hat! — Du aber, Herr, was hast Du gehabt? Wie ist Dein Leben gewesen? Und doch hat unser geistlicher Herr letzthin in der Predigt gesagt, Dein Leben sei grad deshalb soviel wert gewesen, weil Du soviel hast leiden müssen.

Herrgott, ich bin ein Bauer mit 65 Jahren, das weißt Du. Ich bin aber auch ein Christ mit 65 Jahren, man hat mich ja gleich getauft, als ich zur Welt kam, sagte mir meine Mutter selig. Also muß ich und will ich wieder vernünftig sein. Herrgott, verlaß den Hannesbauer nicht, auch wenn er 80 Jahre und noch älter wird.

Sprach's, schlug mit der klobigen Rechten ein mächtiges Kreuz und erhob sich wie ein Vierziger. Im Kastanienbaum aber saß eine Amsel und schmetterte ihr jauchzendes Sommerlied zum blauen Himmel empor.

Als der Hannesbauer fünf Minuten später von neuem durchs Dorf schreitet und in die Seitengasse zu seinem Hof einbiegt, da wundern sich die Nachbarn, weil ihr Morgengruß gar so freundlich erwidert wird. „Der Hannesbauer hat heut' den Doktor getroffen, der hat ihn gesund gemacht", meint einer der Dorfweisen. Hannes nickt: Ja, der Doktor da droben hat mich wieder gesund gemacht!

Am Hoftor aber springt dem Hannes ein zehnjähriges Büblein entgegen: „Großvater, geht's jetzt aufs Feld? Darf ich mitfahren?" Da leuchten die Augen des Hannesbauern noch einmal auf, der kleine Kerl, der zugereiste, hat wahrhaftig das Zeug zu einem Bauern! Daß ich das nicht früher gesehen hab'! Grad wie mein Jüngster! Und der Hannesbauer schließt den Bengel in seine Arme, während sein zahnloser Mund murmelt: „Herrgott, so fang ich halt noch einmal an. Bis der Bub soweit ist. Und ich hab doch nicht umsonst geschafft!"

Gebet des Schriftstellers

Auch für die Abonnenten

Heiliger Franz von Sales, Patron unseres gequälten Standes, gewähre uns deinen Schutz. Schenke uns, deinen Dienern, mehr von deinem kritischen Geist (und gib dafür unseren Lesern etwas weniger). Mache unsere Abonnenten großzügig im Übersehen unserer Fehler, bereit zum Anerkennen unserer Verdienste und pünktlich in der Bezahlung unserer Rechnungen. Mach sie unzugänglich für Komplimente, unempfindlich für Tadel, einsichtig gegenüber Druckfehlern. Gib uns die rechten Gedanken und den Mut, damit wir, deine Kinder, unerschrocken so schreiben, wie wir denken. Dann werden wir, als deine treuen Diener, unter deinem Schutze fröhlichen Herzens für dich kämpfen, den Wolf von unserer Türe verjagen wie den Satan aus unserer Herde und mit dir im ewigen Frieden sein.

Von Wetterregeln und Bauernsprüchen

Von Phil. Schmidt, SJ.

Neben unsern deutschen Märchen, Volksliedern und Sagen stehen als wertvoller Beitrag zur deutschen Volkskunde die alten Bauernsprüche und Wetterregeln. Das eigene Leben und seine Welt, die eigenen und völkerlangen Erfahrungen seiner Vorfahren, der ganze Jahresring mit seinem bäuerlichen Reichtum, die bäuerliche Arbeit in Feld und Flur, auf Wiese und Weide, im Garten und Weinberg, im Stall, beim Jagen und Fischen spiegelt sich lebendig greifbar in dieser bäuerlichen Spruchweisheit. Wir finden diese Bauern- und Wettersprüche, die sich zumeist auf die Vorhersage des Wetters beziehen, als ein gemeinsames Gut aller Völker, gebildeter und ungebildeter. Allenthalben finden sich in den Werken des klassischen Altertums bei Griechen und Römern Wetterregeln.

Wetter- und Bauernregel reichen als uraltes Erb- und Wandergut der Menschheit bis in ihre Uranfänge zurück. Enstanden sind sie aus bitterer Lebensnotwendigkeit und in unmittelbarer Berührung mit dem Boden und seinen Bedingungen. Ist doch kein Beruf so abhängig von der Witterung wie der des Bauern, den der Selbsterhaltungstrieb zu einer Möglichkeit zwang, über die Wettervoraussage auf sehr lange Sicht zu verfügen. Bald sind es Prosa-, bald Reimsprüche, die in ihrer knappen Form sich dem Gedächtnis schnell einprägen. Im Ausdruck sind sie von stärkster Bildkraft, erdnah, duften nach Erdscholle wie der folgende:

„Aprilschnee ist Mist, —
Märzschnee frißt."

Alle ruhen auf tiefster Naturverbundenheit, auf Beobachtung und Erfahrung. In ihnen wird dem Bauern die ganze Natur Barometer und Wetterstation. Besonders gilt das alles von den sogenannten Los- oder Lurtagen, jenen Tagen, die von einem bestimmten Zeitpunkte aus das künftige Wetter ansagen sollen. An den Lostagen, die gleichsam im Ablauf des Jahres die Wetterscheide sind, soll sich das Los der zu erwartenden Witterung eines später längeren oder kürzeren Zeitabschnittes entscheiden, ob er warm oder kalt, trocken oder feucht, stürmisch oder still sein wird. Die bekanntesten sind Dreikönig, Mariä Lichtmeß, Petri Stuhlfeier, Matthias, Georg, Markus, Walpurgt, Urban, Johannes, Siebenschläfer, Jakob, Michael, Martin, Andreas, Thomas, u.a. Wenn so viele Lostage mit den Heiligen des KirchenJahres verbunden sind, so ist das ein Beweis, daß auch die Kirche von einem bestimmenden Einfluß bei der Bildung dieser Regeln gewesen ist, was auch aus der Tatsache hervorgeht, daß die „heilige" Zahl 40 so oft als die Dauer für die Wirkung eines Lostages angenommen wurde, z. B.

„Mariä Heimsuch wird's bestellt,
Wie's Wetter vierzig Tag sich hält." Oder:

Gebet eines Buchverfassers

Lieber Meister! Dies erste Gebet soll meine Leser und mich bei dir einführen. Laß mich vorwegnehmen, daß wir alle samt und sonders unwissend sind und daß ich nicht besser beten kann als der Letzte meiner Leser. Du allein kannst uns lehren, wie wir beten sollen; was, das lehrt uns einzig unsere Erfahrung. Dies Gebet ist nur eines von vielen; mag es gut sein oder nicht — wir bitten dich: Führe uns zurück zu der Klarheit und Kürze des Vaterunsers. Du hast eins die Pharisäer ermahnt, ihr Beten nicht zur Schau zu stellen. Aber wir alle sind Schauspieler, und ich kann mir vorstellen, wie du auch uns ermahnst, nicht so hochtrabend zu reden, alles unnötige Beiwerk beiseite zu lassen und kurz und bündig zu beten. Verzeih mir bitte auch, daß ich solch eine bunte Schar vor dein Angesicht bringe, aber sie alle haben etwas zu erbitten, wie könnte es anders sein? Als Moses beten wollte, konnte er nur stammeln, doch du hörtest es und verstandest ihn. Wir können auch nur stammeln und dich bitten: Gütiger Gott, erhöre uns. Amen.

„Wenn es Kunigunden friert,
Sie's noch vierzig Nächte spürt."

Die meisten Lostage fallen in die große Schicksalszeit unserer Vorfahren, in die Zeit der „Zwölften" oder Rauchnächten von Weihnachten bis Dreikönige.

„Wie sich die Witterung vom Christtag bis Heilig-Drei-König verhält,
So ist das ganze Jahr bestellt."

Wissentschaftlich sind alle Regeln, die das Wetter des kommenden Monats in Beziehung zu einem Tage setzen, wertlos und gehören in das Gebiet des Wetteraberglaubens, der in den Praktiken. einer alten Kalenderart, eine so große Rolle spielte. Auch jene Bauernregeln, die auf der Grundlage der Sterndeuterei beruhen, die unsern Spruchschatz durch ihr sterndeuterisches Lügengewand in Verruf gebracht hat, oder irgendwie mit dem Mond und seinen Einflüssen auf Wachstum der Pflanzen in Zusammenhang gebracht werden, gehören nach einwandfreien wissenschaftlichen Feststellungen in das Reich des Aberglaubens. Trotzdem ist in manchen Regeln ein Körnchen Wahrheit enthalten, und ihre Richtigkeit wird auch von der wissenschaftlichen Wetterkunde bestätigt, wie etwa die aus langjähriger Erfahrung abgeleitete:

„Jänner muß vor Kälte knacken,
Wenn die Ernte soll gut sacken."

Oder:

„Eis und Schnee im Januar
Künden ein gesegnet Jahr."

Auch die alte Regel am Siebenschläfertag (10. 7.) gewinnt Bedeutung:

„Wenn die Siebenschläfer Regen kochen,
So regnets vier ganze Wochen."

Diese Regel fußt auf der Erfahrung, daß in manchen Gegenden zu einer bestimmten Zeit der Wetterumschlag einsetzt. Den meisten Wert haben solche Regeln, die Jahrhundertelange Beobachtung und Erfahrung der natürlichen Wetterzeichen am Himmel, atmosphärische Erscheinungen, wie Feuchtigkeit, Sonnenschein, Bewölkung, oder auch das Wettervorfühlen bestimmter Tiere, wie Spinnen und Ameisen, zur Voraussetzung haben. Auch ist für die Wertung der Gültigkeit mancher Lostage und Bauernregeln die Gregorianische Kalenderreform vom Jahre 1582 von Bedeutung, die gegen den Julianischen Kalender um zehn Tage voraus war, so daß gewisse heute zweifellos unrichtige Regeln sich noch auf den alten Kalender beziehen, wie:

„Sankt Luzia kürtzt den Tag,
Soviel sie ihn nur kürzen mag."

In dem damals heftig entbrannten Kalenderstreit machten die Bauern gerade den Verlust der Gültigkeit der Lostage gegen seine Einführung geltend.

Mag auch in vielen Bauernsprüchen viel Aberglaube mit unterlaufen, so gewähren sie doch überraschende Einblicke in die tiefe Naturfreudigkeit und Bodenverbundenheit und zuletzt auch in die tiefe Religiosität des Bauern, wie sie in folgendem Spruch zum Ausdruck kommt:

„Nach oben schau,
Auf Gott vertrau,
Nach Wolken wird der Himmel blau."



Winter

* * *

**Ein Glück das sich im Herzen gründet,
Das nicht auf Tand und Flittern ruht,
Und darum mit ihnen nicht verschwindet,
Das ist das einzig wahre Gut.**

Alfred Meißner

Die vergessene Mutter

Erzählung von Felix Braun

Die Mutter lag auf dem Totenbette. Sie war noch so jung, und es war ein Jammer, daß sie sterben mußte. Aber sie hatte doch alles von Gott bekommen, was sie sich erbeten, und er hatte ihr nur wenige Tränen dafür abverlangt. Sie hatte den Mann, den sie liebte geheiratet, sie blieben einander so gut wie am ersten Tage, und als ihnen ein schöner, blonder Knabe geschenkt war, da glaubten sie beide, daß man unmöglich glücklicher werden könne. Nach einem Jahr aber meinte der Mann, man könnte es doch noch, zum Beispiel, wenn man nun auch ein Töchterlein sein eigen nennen dürfte, das wäre ja, um ganz glückselig zu sein. Gut, sagte die Frau, aber das müßte schwarze Haare haben und weiße Wangen wie Schneewittchen, denn sonst paßte es gar nicht zu dem blonden Knaben. Der Mann war es zufrieden, und als die Zeit kam, schenkte ihm die Frau das Töchterlein, und Gott hatte es genau so werden lassen, wie sie es sich gewünscht hatten. Zwei Monate lang ließ er sich die Mutter und das Töchterlein freuen, dann meinte er, sie wären nun genug glücklich gewesen für das Erdenleben, und er machte sie krank, aber ohne daß sie Schmerzen erleiden mußte, und er gab ihr eine Ahnung ihres nahen Todes, die einer schönen, feierlichen Erwartung glich, so etwa, wie wenn wir einen lieben Freund nahe wissen, oder wenn in der Kirche alle Gebete und Lieder verstummen, weil die Orgel jetzt einsetzen wird.

Die Mutter lag still im Bette und wußte, daß der Tod bald da war. Sie lebte gern, wie jeder gute Mensch, aber es tat ihr nicht leid, Abschied zu nehmen. Sie fürchtete sich nicht vor dem Sterben (wie sollte man sich auch davor fürchten, da man doch wissen muß, daß man in ein anderes Leben eintritt?), nur wenn sie an ihren Mann und ihre Kinder dachte, überfiel es sie heiß von Angst, denn was sollten diese verlassenen Menschen auch ohne sie beginnen? Wer würde dem Mann sein Essen kochen, seine Wäsche instand halten, seine Knöpfe annähen, seine Reden anhören, seine Sorgen fortnehmen? Ach, und gar die Kleinen, wer würde für sie sorgen? Die arme Mutter plagte sich ab, zu denken und zu grübeln, der Schweiß brach ihr aus, das Fieber stieg, sie begann zu jammern, erst ganz leise, dann immer lauter – ach, wollte ihr denn niemand helfen? Da öffnete sich die Tür ein wenig und ein braunhaariger Mädchenkopf schaute herein und fragte: „Was ist dir denn, Lini? Brauchst du etwas?"

Die Mutter atmete auf. Sie lächelte sogleich und nickte dem Mädchen zu, das auch lächelte und hinter der zugehenden Tür wieder verschwand. Dies war Mutters jüngste Schwester Laura, die seit Mutters Krankheit ins Haus gekommen war, um für sie die Wirtschaft zu führen. Sie tat das so gut, wie es Mutter selber nicht hätte tun können, ein ganz klein wenig war ihr das nicht recht, denn sie war ja noch eine junge Mutter, doch wenn sie an den Mann und die Kinder dachte, so war sie gleich wieder glücklich darüber. Sie lächelte noch und das Lächeln verging ihr nicht, sondern breitete sich über ihr ganzes Gesicht aus, das die dunkeln Haarsträhnen so rührend einrahmten. Und auf einmal fiel ihr der gute Gedanke ein, ganz plötzlich, wie alle guten Gedanken. Sie machte jetzt zwar ein sehr angestrengtes Gesicht und die Falten an der Stirn zogen sich tief zusammen, auch schüttelte sie mehrmals den Kopf, schürzte die Lippen, strich sich das Haar, zog den Halsausschnitt des Hemdes hin und her – aber endlich glättete sich ihr Gesicht wieder, die Augen fingen zu leuchten an, ja beinahe so, wie wenn sie als Mädchen ein lustiges Schelmenstück im Sinn hatte, sie setzte sich im Bett auf und mit aller Kraft ihrer Stimme rief sie durch die gehöhlten Hände, die sie als eine Trompete an den Mund gesetzt hatte: „Laura! Laura!"

Sogleich ging die Tür auf und Laura erschien, das Gesicht noch heiß von der Herdflamme, eine Küchenschürze vorgebunden und eine zinnerne Platte vor sich haltend, darauf eine Schale voll goldenen Tees ihren wohlduftenden Rauch sacht steigen ließ. „Hier hab' ich deinen Tee, Lini", sagte sie.

„Danke, Laura", sagte die Mutte. „So. Stell' mir die Tasse aufs Nachtkastl. Danke. – Aber



Not

jetzt setz' dich her, ich muß dir etwas sagen."

„Ich muß erst der Kleinen die Milch geben", sagte Laura.

„Gut – aber hernach kommst du gleich –"

„Dann muß ich dem Buben seine Schokolade kochen."

„Ja – aber dann –"

„Dann muß ich deinem Mann seinen Kragenschoner ausbügeln."

„Richtig! Aber dann kommst du gleich?"

„Dann komme ich gleich."

Und sie ging. Die Mutter lag still und wartete. Ab und zu nahm sie einen Schluck Tee. Der ging angenehm warm durch ihren kranken Körper, aber bald fröstelte sie wieder vom Fieber.

Als die Dämmerung einsank, war Laura mit allem fertig. Sie nahm sich jetzt ihre Handarbeit und setzte sich an Mutters Bett und so, daß sie das Licht vor sich hatte. Die Mutter wollte zu sprechen anfangen, aber das Herz klopfte ihr zu laut. Sie setzte ein paarmal an und brachte es nicht heraus. Endlich streckte sie ihre Hände aus, streichelte Lauras Hände und flüsterte:

„Du!"

„Ja?" Laura ließ die Arbeit sinken. Aber wie erschrak sie! Da schauten sie Mutters große Augen ganz starr an und waren dabei eigentümlich verschleiert, wie von zurückgehaltenen Tränen.

„Aber Lini, was hast du denn?" Laura sprang auf, um irgend etwas zu reichen. „Nichts. Setz' dich nur!" Mutter winkte und bedeutete mit den Händen.

„Ich will dir etwas sagen."

„Alles tu' ich dir, was du willst", sagte Laura innig und setzte sich ganz nahe neben Mutter hin.

„Aber es ist eine große Bitte, und ich weiß nicht, ob ich sie von dir verlangen darf", sagte die Mutter, sah Laura an, als erwartete sie eine aufmunternde Antwort, aber das Herz schlug ihr zu laut, sie richtete sich mühsam im Bette auf, und indem sie ihr Gesicht zu dem Lauras hinneigte, brachte sie voller Angst hervor: „Ich sorge mich so."

„Um wen denn, Lini?" fragte Laura innig und strich Mutter übers Haar.

„Um ihn und die Kinder."

„Aber es geht ihnen ja doch gut."

„Wenn ich aber gestorben bin –?"

„Nein, wie du häßlich redest", sagte Laura ganz böse. „Du weißt, solche Dinge mag ich nicht hören!"

„Laß das!" sagte die Mutter, und ihre Stimme war ganz hart. „Ich weiß was ich weiß."

„Aber in ein paar Tagen bist du gesund, hat der Doktor gesagt!"

„Still davon! Wer so dran ist, wie ich, belügt sich nicht mehr. Ich möchte nur ruhig sterben können."

Laura mußte jetzt ihre ganze Tapferkeit zusammennehmen, um nicht laut aufzuweinen.

„Versprichst du mir, für die Kinder zu sorgen, Laura?" fragte die Mutter. „Ich bitte dich, versprich es mir!" Sie griff nach Lauras Händen, aber die Kraft verließ sie und sie sank seufzend in die Kissen zurück.

Laura nahm Mutters beide Hände fest in die ihren. „Ja, das verspreche ich dir hoch und heilig, Lini", sagte sie mit vom Weinen erstickter Stimme.

„Ich danke dir, Kind", hauchte die Mutter. „Nun ist es mir leichter." Sie lag eine Weile still, ihr glänzender Blick hing an Lauras Gesicht, um ihre Lippen zuckte es ab und zu, als wollte sie lächeln.

„Weißt du, was ich mir oft denke, Kind?" hob sie wieder an. „Wenn er dich doch heiraten möchte und du die Frau im Hause wärst. – Dann, nur dann könnte



ich Ruhe im Grabe haben."

Die Mutter wußte nicht, daß Laura jemanden im geheimen lieb hatte. Aber auch wenn sie es gewußt hätte, – Sterbende sind auf ihr Eigenes eifriger noch bedacht als Lebende. Sie verleugnete nicht mehr, was sie begehrte; mit einen flehenden tiefen Blick sah sie Laura in die Augen. Da wußte Laura was sie zu tun hatte.

Sie richtete sich auf, strich das verwirrte Haar aus dem Gesicht, trocknete sich die Augen, und indes sie sich zwang zu lächeln, sprach sie mit fester, klarer Stimme: „Wenn er mich zur Frau haben will, so weiß ich, was meine Pflicht ist." Sie streckte der Mutter die Hand hin, und ehe Laura sich versah, hatte Mutter ihre heißen Lippen daraufgedrückt. Laura ging es durchs Herz, sie wollte aufs neue in Schluchzen ausbrechen, da öffnete sich die Tür und der Mann trat herein.

„Nun, wie geht es heute?" fragte er, indem er zum Bett trat.

„Gut wie schon lange nicht."

„Das merke ich. Du strahlst ja ordentlich. „Ach eine gute Botschaft", sagte die Mutter geheimnisvoll.

„Nein, schau' sie doch an, Laura", sagte der Mann glücklich, „wie sie leuchtet!"

„Ja", sagte Laura, indem sie sich bemühte, zu lächeln. Sieh sah auf, aber schon senkte sich das Haupt wieder, sie fühlte, wie sie die Tränen übermannten.

* * *

Mutter war gestorben und viel beweint worden. Nun aber ruhte sie draußen auf dem Friedhof und der Mann und die Kinder schliefen in warmen Betten im Hause von Mutters Eltern. Tagsüber war der Mann im Geschäft, um für sein und der Kinder Leben das nötige Geld zu erwerben, und währenddes sorgte Laura für sie, wie es Mutter nicht besser vermocht hätte. Und auch in der Nacht hätte Mutter nicht leichter erwachen, nicht schneller aufstehen, nicht schärfer horchen, nicht freundlicher trösten können, als es Laura konnte. Das sah der Mann denn auch, und da er klug und gut war, so war nichts selbstverständlicher, als daß ihm der Gedanke kam, Laura zur Frau zu nehmen. Eines Tages fragte er sie ganz ernst, ganz ohne große Worte und Versprechungen, und sie sagte ihm, ganz ernst, aber auch aus ganzem Herzen: Ja.

So hatten die Kinder doch wie-

der Vater und Mutter. Sie wuchsen auf und sie hätten nie gedacht, daß es nicht ihre Mutter war, zu der sie Mutter sagten. Sie sagten das Wort so oft den lieben langen Tag, sie schrien es, sie lachten es, sie schluchzten es: es blieb ihnen das Liebeswort für Lauras gute, rührige, hilfreiche Gestalt, und so wären sie am meisten von allen Menschen erstaunt gewesen, wenn jemand ihnen gesagt hätte, diese Frau wäre ja gar nicht ihre Mutter. Sie ahnten nichts, bis sie zur Schule gingen. Da wurde der Knabe gefragt, wie Vater und Mutter hießen. So erfuhr er die Wahrheit. Aber sie bewegte ihn nicht. Er hatte nur eine Mutter, und die war Laura.

Nach einigen Jahren bekam auch Laura ein Kind, einen dunkelhaarigen Knaben. Niemand hätte sagen können, daß Laura ihn mehr liebte als ihre Schwesterkinder. Zu dritt wuchsen die Geschwister auf, einander innig liebend, und alle liebten Laura am meisten von allen Menschen in der Welt. Wohl sprachen die beiden älteren oft von ihrer „seligen Mutter", betrachteten auch gern ein Bild von ihr, das auf Vaters Schreibtisch stand, hörten zu, wenn die Eltern zuweilen von ihr redeten, aber da sie die Tote nie gekannt hatten, empfanden sie wenig und vergaßen ihre Rührung leicht. Auch als die Eltern sie einmal auf den Friedhof mitnahmen, bewegte ihre jungen Herzen der stille Garten, unter dem die Toten liegen, mehr als das Grab, davor sie knien und beten sollten, und das Ereignis war, wie ja so oft im Leben, stärker als das Gefühl. So oft hatte man vom Friedhof gesprochen, nun war man endlich dort: er war gar nicht schaurig, vielmehr klangen die Vogelstimmen so feierlich süß, rauschte das Laub der Weiden und der Trauereschen so ganz wunderbar, war es so still und heilig ringsum, als wäre Weihrauch in die Luft gestreut, und die Blumen auf den Gräbern dufteten herzbeklemmend, und das Vormittagslicht war ganz wie auf dem Bild des Paradieses in der Bibel. Aber als die Kinder wieder zu Hause waren, war alles vergangen und vergessen und man hörte ihre hellen Stimmen durch alle Zimmer lachen und rufen.

Wie hätten sie auch ahnen können, daß die Seele ihrer Mutter ganz nahe bei ihnen geschwebt war, solange sie an dem Grabhügel knieten. Wenn sie nur ein kleines bischen acht gegeben hätten, so hätten sie bemerken müssen, daß die blauen und gelben Stiefmütterchen auf einmal kleine Tauperlen in ihren Kelchen hatten und daß die Hecke aus Buchs und Myrte immer so leise schwankte, als streiche ein wehendes Kleid daran hin, wo es doch ganz windstill im Garten war. Die Seele der Mutter schwebte wie ein verirrter Vogel über den Kindern hin und her und sie weinte, denn die Herzen der Kinder waren nicht mit an ihrem Grabe. Und als der Hügel dann wieder verlassen in der Sonne lag, da ließ sich

---

Eheleute – sechsfache Ordensleute

Der hl. Franz von Sales machte einmal die Bemerkung: „Die Ehe ist ein Orden, in welchem man schon vor dem Noviziat Profeß machen muß. Gäbe es auch hier ein Probejahr, wie im Kloster, so würden nur wenige die Gelübde ablegen."

Diesen Satz hat der berühmte Augustinerpater Abraham a Santa Clara aufgegriffen und ihn auf seine Wahrheit geprüft. Und da hat er herausgebracht, daß die Ehe sogar ein sechsfacher Orden sei. Er sagt:

„Wenn man in den Ehestand tritt, tritt man zuerst in den Benediktinerorden, doch nicht von der strengen Observanz, vielmehr in eine schöne, reiche, gemütliche Prälatur. Da singt man, da klingt man, da macht die Regel wenig Beschwernis.

„Lange währt es aber nicht, dann begeben sich die Eheleute in den Predigerorden, indem eins an dem andern schon allerhand auszusetzen und zu tadeln hat. Da gibt's dann Früh- und Abendpredigten, bei denen aber gemeiniglich der Segen vergessen wird.

„Aus diesem Orden treten sie in den Barfüßerorden in welchem Tränen, Klagen und Weinen um das tägliche Brot, Jammer und Not, Fasten und anderes Kreuz sich einstellen.

„Von da geraten sie zuweilen in einen irregulären Orden, das ist der Flagellanten- oder Geißlerorden, in welchem man mit Schlägen und Stößen einander zurechtweist.

„Hat der eine Weile gedauert, so geht's in den Karthäuserorden, da herrscht bei Tisch Stillschweigen, da redet man nichts miteinander, da bleibt jedes in seiner Klause.

„Endlich treten etliche sogar in den Eremitenorden, indem der Mann dahin, die Frau dorthin zieht. Glaubst du, daß die im Himmel wieder zusammentreffen?"

die Seele auf ihm nieder, lehnte das verklärte Haupt an das Kreuz und schluchzte bitterlich in die erschrockenen Blumen hinein.

„Warum weinst du?" rief ihr eine Schwalbe zu. „Nur die Menschen weinen, ich weiß es, weil ich in ihren Häusern meine Nester habe. Aber du bist doch eine Himmlische." „Ich weine, weil niemand mein gedenkt", sagte die Mutter und schluchzte noch heißer.

„Hast du nicht Vater und Mutter noch auf Erden?" fragte ein alter Specht, der eben an einer Eibe hämmerte, und hielt in seiner Arbeit inne.

„O ja", schluchzte die Mutter. „Aber sie haben sich gewöhnt daran, da ich nicht mehr da bin!"

„Hast du keinen der dich geliebt ha?" sagte die Nachtigall, und die andern Vögel warfen sich Blicke zu, denn sie konnte auch dies nicht sagen, ohne ein bißchen zu singen.

„Er hat mich vergessen", erwiderte die Mutter weinend.

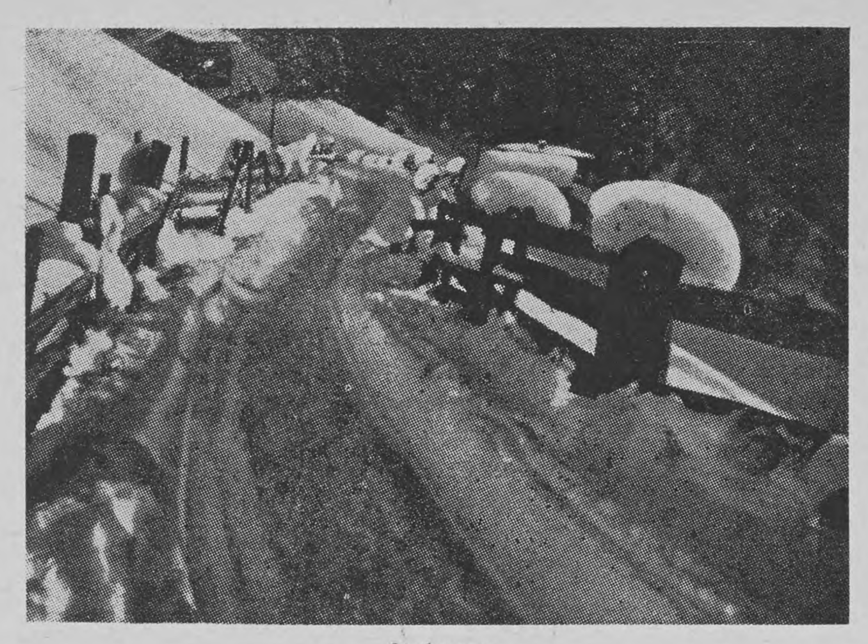
„Das verstehe ich nicht", sang die Nachtigall. „Wer liebt vergißt nicht!"

„Die Menschen vergessen alles über der Arbeit und durch die Gewöhnung", sagte der Specht und hackte ingrimmig in seine Eibe ein.

„Hast du keine Geschwister?" gurrte eine dicke Taube, die hoch oben in der Eibe saß und sich von der Sonne wärmen ließ.

„Sie denken wenig an mich", stammelte die Mutter, denn sie schämte sich.

„Die Menschen haben jeder sein eigenes Leben", sagte die Schwalbe hastig, um noch rasch eine Fliege aufschnappen zu können. „Man hat eben keine Zeit. Man hat immer seinen Schnabel voll zu tun."



Februar

„Ach ja – das wissen die Toten", seufzte die Mutter.

„Aber du hattest doch eine Lieblingsschwester", erinnerte sich die Schwalbe.

„Die liebt doch der Mann jetzt", sang die Nachtigall.

„Ach so!" sagte die Schwalbe. „Daher sehe ich sie nicht mehr im alten Hause."

„Alles muß sich verändern", entschied der Specht und hämmert so stark ins Holz, daß er mit seinem Schnabel stecken blieb. Er zog ihn mit Mühe heraus, und da die Taube darüber lachte, meinte er mürrisch: „Es kann nicht alles gut gehen – fragt nur die Menschen!"

„Nein, wahrhaftig nicht!" jammerte die Mutter.

Da raschelte es plötzlich im Grase und die gute Stimme der Wachtel fragte ganz schüchtern: „Aber hast du denn keine Kinder auf Erden, Mutter?"

Als die Wachtel dies gesagt hatte, richtete sich die Mutter auf, blickte traurig um sich, schüttelte den Kopf, und während noch ihre Schultern vom Weinen zuckten, entbreitete sie ihre Schwingen und flog in den Himmel zurück.

Ganz erschrocken duckte sich die Wachtel ins Gras; alle Vögel verstummten. Nur der Specht hackte weiter ins Holz und ganz deutlich hörte man jetzt den Kuckuck sagen: „Kuckuck! Kuckuck! Als ob die Kinder die Hauptsache im Leben wären!"

(Schluß folgt)

„Wer den Stier losbindet, kann nicht wissen, wohin er rennt."

* * *

„Ich weiß, daß jeder Schritt, der uns näher zu Gott führt, uns der wahren Heimat näher bringt."

Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl



Fortsetzung

Am Abend desselben Tages schaute die Kranke dem Mädchen wieder lange in die Augen, dann gab sie ihm einen Wink, es möge hinausgehen, weil sie mit dem Sohn allein etwas zu reden habe. Als Agnes nach einiger Zeit wieder hereingerufen wurde, spielte auf dem Gesicht des Bauern ein eigenartiges Lächeln.

Es ging mit der Bäuerin nicht so schnell zu Ende, als man gefürchtet hatte. Sie ächzte und schnaufte noch länger als drei Wochen. Wie bei einem Lämpchen, dessen Öl stark mit Wasser durchsetzt ist, das Licht immer kleiner wird und jeden Augenblick zu verlöschen droht, dann wieder knistert und hell aufflackert, so war es auch mit dem Leben der Bäuerin. Manchmal ging der Atem so schwach, daß man ihn nicht mehr hörte und schon in Angst war, er stocke für immer. Es wurde die Sterbekerze angezündet und man sprach der Kranken die letzten Gebete vor; doch plötzlich hob sie ihre Brust wieder, sie keuchte, schnappte krampfhaft nach Atem, und ihr Lebenslicht flammte neuerdings auf. Das wiederholte sich fast jeden Tag oder jede Nacht. Oft wurde der Pfarrer geholt, weil man glaubte, die Bäuerin könne es nicht mehr lange machen, und der Pfarrer weilte stundenlang leise betend neben ihr; doch immer wieder trug die zähe Lebenskraft den Sieg über die Schwäche- und Erstickungsanfälle davon.

Je länger dieser Kampf zwischen Leben und Tod dauerte, desto inniger und aufopfernder schien Agnesens Sorgfalt für die Kranke zu werden. Sie kam nur mehr für Augenblicke aus der Krankenstube. Durch das viele Nachtwachen und die aufreibende Pflege kam sie selber stark herunter. Ihre Schultern wurden spitz, ihr Körper lang und hager, das Gesicht hatte keine Farbe mehr und um die Augen legten sich blaue Ringe. Ein paarmal wurde ihr übel, so daß man sie aus dem Zimmer führen mußte. Es blieb nichts anders übrig, als daß die alte Thres hin und wieder ihre Stelle am Krankenbette einahm. Damit war jetzt auch die Bäuerin zufrieden, und sie zeigte in den letzten Tagen gegenüber ihrer Schwägerin Thres eine eigenartige Weichheit und Wärme. Doch immer leuchteten, sobald Agnes nach kurzem Fortsein wieder hereintrat, die Augen der Kranken heller auf, und sie lächelte dem Mädchen freundlich zu. Niemand hatte es so im Griff, der Kranken zu helfen, und ihren Zustand zu erleichtern, niemand verstand es so, ihr Mut zu machen und all ihren Bedürfnissen entgegen zu kommen, wie Agnes. Agnes erkannte auch die Zeichen, als es wirklich mit der alten Frau zu Ende ging. Schon in den ersten zwei Tagen des Mai lispelte sie dem Bauern etlichemale zu:

„Die Mutter tut anders, jetzt, fürcht ich ist's am Letzten."

Am Heilgkreuztag morgens um neun Uhr blieb in der Wohnstube die große Wanduhr ohne Anlaß stehen; eine halbe Stunde später fiel von der Stelle das dicke Evangelienbuch, aus dem die Bäuerin oft gelesen hatte, herunter. Die Dienstboten betrachteten diese zwei Geschehnisse als eine Anmeldung und flüsterten untereinander, heute werde die Bäuerin gehen. Doch schien die Kranke im Laufe des Nachmittags eher besser als schlechter zu werden; aber Agnes sagte, das Geschau gefalle ihr heute nicht und ebensowenig das unruhige Getue der Kranken. Abends um neun Uhr trat ein plötzlicher Kräfteverfall ein. Der Mitterknecht wurde rasch nach Niklasen hinausgeschickt, um den Pfarrer zu holen; allein es ging jetzt so schnell mit der Sterbenden, daß der Pfarrer sie nicht mehr erreichte.

Als sie in die Züge griff, drängten alle Haus-

genossen um ihr Bett. Ihre zwei Söhne, der Bauer und der Student, waren so ergriffen, daß sie ihr nicht vorbeten konnten, auch die alte Thres mit ihrer heiseren zitternden Stimme brachte es nicht zuwege. Da nahm Agnes die Rechte der Sterbenden in ihre Hände und half ihr das Sterbekreuzlein halten. Zugleich betet sie ihr laut und innig vor: „O guter Jesus, o lieber Jesus, erbarme dich meiner! O Himmelsmutter, du gütige, du milde, du süße Jungfrau Maria, bitte für mich! Durch dein Blut und deine heiligen fünf Wunden, mache mich selig, o Heiland Jesus Christ! Verzeih mir meine Sünden und laß dein Kreuz und deine Pein an mir nicht verloren sein!" — — Dann drückte Agnes die Hand der Sterbenden fester und flüsterte ihr halblaut ins Ohr: „Seid nicht verzagt, Bäuerin, das Mariannl kommt schon vom Himmel herab und führt Euch mit hinüber." — —

Alle die um das Bett herumstanden, schluchzten laut auf. Wo hatte das Mädchen gelernt, einer Sterbenden so beizustehen? Gelernt hatte es Agnes nirgends, war sie doch außer bei ihrer Base Marianna nie bei einem Sterbenden gewesen; aber ihr klares Denken und das tiefe Gefühl gaben es ihr ein. Während das Mädchen betete, rannen ihm die Tränen über die Wangen und seine Stimme bekam noch einen weicheren, eindringlicheren Ton. Wie ein Sterbeglöcklein, so traurig und doch so hell klang sie. Noch ein paar heiße, inbrünstige Anrufungen sprach Agnes der Sterbenden vor, dann — „Herr Jesus, nimm meinen Geist in deine Hände auf!" — Noch einmal ging eine starke Bewegung durch den Körper der Bäuerin, sie machte einen tiefen Schöpfer und war verschieden.

Zwei Tage später wurde die Talmarin zu Grabe getragen. Es war ein Begräbnis, wie es selten einmal in Niklasen ein so großes gegeben hatte. Außer der zahlreichen Verwandtschaft aus nah und fern und den meisten Gemeindeangehörigen folgten der Leiche ganze Scharen von Armen, die an der Verstorbenen ihre größte Wohltäterin verloren hatten. Die Trauer war allgemein und aufrichtig. Man begrub ja eine ausgezeichnete Hausmutter und eine weichherzige Helferin aller Notleidenden. Unmittelbar hinter dem Sarge schritten gesenkten Hauptes Albert, der Bauer, und Martin, der Student. Oft hielten sie den Hut vor das Gesicht und wischten sich halbversteckt mit dem Taschentuch über die Augen. Hinter ihnen gingen alle dermaligen Knechte und Mägde des Hauses, aber auch die meisten früheren Dienstboten, die aus dem Hause fortgeheiratet hatten. Fast alle weinten. Gallus, der Bauknecht, hatte gerötete Augen und er bewegte in einemfort den Mund, aber nicht so fast im Gebete als im leisen Gespräch mit sich selbst. Am heftigsten unter allen weinte Agnes. Sie war ganz abgezehrt und blaß und ein tiefer Schmerz prägte sich auf ihrem Antlitz aus. Eine Tochter der Verstorbenen hätte nicht ergriffener sein können. Darüber wunderten sich viel; sie wußten eben nicht, daß Agnes am tiefsten in das oft stürmische, aber doch seelengute Herz der Bäuerin geschaut hatte und in der letzten Zeit von ihr fast wie eine Tochter behandelt worden war. Auch war sie durch die viele Mühe und Sorge, die sie mit der alten Frau gehabt hatte, innig mit dieser verwachsen.

In der folgenden Zeit war es still und düster beim Mar im Tale. Die Bäuerin hatte durch ihren Abgang, mochte sie auch alt und immerfort kränklich gewesen sein, doch ein großes Loch im Hauswesen aufgerissen. Es schien zwar alles den alten Lauf zu gehen, und doch fehlte überall etwas. Niemand war mehr da, der mit wachsamem Auge dafür sorgte, daß den Dienstboten alles Nötige zukam, daß für sie gewaschen und geflickt wurde und daß sie überdies noch manches erhielten. Die alte Thres, die jetzt mit Agnesens Beihilfe die Hauswirtschaft führte, war zwar herzensgut und meinte es allen wohl; allein sie hatte immer nur auf dem Felde gearbeitet und verstand das Hauswesen zu wenig. Für Agnes schickte es sich nicht, ihre Hände in Sachen zu mischen, die sie eigentlich nichts angingen. Der Bauer war seit dem Tode der Mutter noch ernster und schweigsamer. Auch kümmerte er sich nur mehr halb soviel als früher um Haus und Hof; er ging jetzt öfters nach auswärts und blieb länger fort. Daheim fand er keine Ruhe; das Leid um die verstorbene Mutter saß ihm viel tiefer im Herzen, als er sich anmerken ließ, aber auch sonst schien ihn noch etwas schwer zu bedrücken. Die Dienstboten tuschelten mancherlei unter sich und Gallus, der Bauknecht, sprach eifriger denn je mit sich selbst, weil er sich schenierte, über die Sache, die ihm anlag, mit den andern zu reden. So diskutierte er einmal halblaut durch den Garten hinaus:

„Es ist ein Jammer und ein Elend, hätt nicht gemeint, daß uns die Alte so abgehen täte. Es schaut gerade her, als ob das halbe Haus gestorben wär und als ob die Bäuerin den ganzen Hausstand in einem Korbe fortgetragen hätt. Ja,ja, so

eine wie die Bäuerin sollt überhaupt nicht fortmüssen und als Muster dableiben können, damit alle jungen Bäuerinen sich darin spiegeln könnten. Früher hab ich's in meinem vernagelten Grint nicht begriffen, aber jetzt weiß ich's, daß es ohne Hausmutter auch im besten Hause nicht geht. Aber Hausmutter kriegen wir wenigstens ein Jahr lang keine, so weit kenn ich den Storax den wortfaulen. — Gallus, Gallus, was treibst du denn? Über den Hausvater schimpfen wie ein Stieglitz über die Kuckuckseier? Das steht dir sauber an. Schämst du dich nicht? Ist's nicht schön vom Albert, daß er nicht von gestern Abend bis heute Morgen eine andere an den Platz hinstellt, wo seine Mutter gestanden ist? Und paß auf, Gallus, daß du dir nicht mit deinem Geschrei nach einer neuen Bäuerin den Schnabel verbrennst! Wenn die Großangerertochter herkommt, dann kriegen wir alle zu niesen, wie wenn uns eine Krennwurzel unter die Nase gerieben würde. Wenn der Bauer auch noch eine Weile nicht heiratet, eine Frau suchen tut er, das ist sicher wie ein Hackstock und das lass' ich mir nicht aus dem Kopf schießen. Warum rennt er denn sonst das halbe Land aus? Und warum schaut er denn alleweil drein wie der Mond um Jakobi? Ich wüßt ihm schon eine, wie er besser keine kriegt; aber leider,leider, da ist ein Hindernis, größer als der Schwarzkofel. Die Tochter eines landbekannten Schelms, einen Zuchthäuslers, nimmt er nicht, mag sie noch so brave und schön sein. Dazu ist er viel zu hoch und stolz, lieber bleibt er ledig — soweit kenn ich ihn."

Allein der Bauer schaute, wenn er nach Hause kam, jetzt noch öfter der Agnes nach als vorher und in seinem Blick lag etwas Wehes. Auch des Mädchens Augen folgten ihm heimlich, und so oft er fortging, war Agnes niedergeschlagen. Sonst hatte sie jetzt wieder eine frischere, gesundere Farbe und ein kräftiges Aussehen, bloß eine stille Trauer lag noch immer auf des Mädchens Antlitz. Jede Woche mehrmals besuchte sie das Grab der verstorbenen Bäuerin und immer war das Grab mit Blumen geschmückt. Das bemerkte der Bauer und sein Herz wurde glühwarm. Eines Tages rief er das Mädchen in die Stube, zog ein Sparkassebüchlein heraus und sagte:

„Jetzt, da die Erbschaftsangelegenheit von meiner Mutter geordnet ist, muß ich dir dein Eigentum einhändigen. Weißt, Agnes, die Mutter hat dir auch etwas vermacht, und ich hab dir das Geld in die Sparkasse gelegt. Da nimm das Büchl."

Agnes wurde sehr rot, schlug die Augen zu Boden und regte keinen Finger, das Büchlein anzugreifen.

„Schau doch einmal, was drinnen steht; es ist schon der Mühe wert", drängte er.

Sie rührte immer noch keine Hand, hob jedoch den Kopf und sagte leise:

Für so was was ich getan hab, läßt man sich nicht zahlen. Es hätt sonst keinen Wert."

„Vom Zahlen ist keine Rede", versicherte er. „Was du an der Mutter getan hast, können wir nie bezahlen; aber die Mutter wollte dir ein Zeichen geben, daß sie dich gern gehabt hat."

„Das weiß ich ehedem schon, und just deswegen mag ich kein Geld."

„Du bist aber ein stolzes Madl. Das Geld, mein ich, könntest du wohl brauchen."

„Ich hab selber Geld. Es ist von meiner Mutter und liegt auf dem Gute daheim."

„Eines zum andern. Je mehr Geld du hast, desto besser schickt es sich dir, wenn du einmal heiratest.

Agnes wurde rot bis hinter die Ohren und sagte beinahe etwas heftig:

„Ich heirate nie."

„Warum denn?" fragte er betroffen; „es haben schon mehr Hausleute bei uns geheiratet."

„Ich, ich," stotterte das Mädchen, „. . . wenn man so in Verruf ist wie ich, dann mag einen kein ehrlicher Mensch, und einen, der keine Ehre hat, mag ich nicht."

„Du, deine Ehre ist ja glänzend hergestellt."

„Vor Gericht wohl; aber es hängt immer noch etwas an mir. Ihr seid ja selbst in meiner Heimat gewesen und wißt genau, wie es mit mir steht."

Jetzt wurde der Bauer verlegen. Nach einer Weile erklärte er:

„Ja, Agnes, ich kenne deine Verhältnisse; aber du kannst für das, was andere tun, nicht verantwortlich gemacht werden, und kein vernünftiger Mensch wird es dich entgelten lassen. . . Sei gescheit und nimm jetzt das Sparkassebüchl — es stehen sechshundert Gulden drin — wenn du es ababweist, ist's eine Beleidigung für meine Mutter und für mich."

„Beleidigen will ich Euch nicht, Euch schon gar nicht", rief das Mädchen; „aber seid so gut, hebt mir das Büchlein auf. Wenn ich einmal in Not komme, bitt ich Euch darum."

„In Not kommen wirst du nie, wenn du Ver-

trauen zu mir hast. Du mußt ein rechtes Vertrauen zu mir haben, Agnes, und du kannst's auch haben. Vielleicht erzähl ich dir bald einmal, was die Mutter für einen Wunsch gehabt hat, damals, wie sie dir das Geld vermacht hat und wie ich allein mit ihr geredet hab. Heute sag ich's nicht; aber wenn ich einmal dein ganzes Vertrauen spür, dann sag ich's."

Er hatte diese Worte sehr warm, fast innig gesprochen. Jetzt schob er das Sparkassebüchlein in die Tasche und ging rasch hinaus. Agnes stand wie an den Fleck gebannt da. Sie wußte nicht recht, was sie aus den Worten des Bauern machen sollte, und doch hämmerte es in ihrem Herzen so freudig, als ob viele Glocken zusammenläuten würden.

Ende des Monats Juni wallfahrtete die alte Thres zur Muttergottes nach Trens und nahm Agnes mit sich. Sie wollte dem Mädchen, das ihr so eifrig an die Hand ging und das sie immer lieber gewann, auch einmal eine Freude machen. Und Agnes freute sich aufrichtig an der Kirchfahrt. Da der St. Peter- und Paulstag und ein Sonntag unmittelbar aufeinander folgten, konnten sie etwas länger ausbleiben, das Kochen besorgte unterdessen die Threinl. Kaum waren die zwei Wallfahrerinnen einen halben Tag fort, erinnerte sich der Bauer, daß er nach Bozen reisen müsse, um mit einem welschen Holzhändler ein Geschäft abzuschließen. Er beschleunigte aber sein Geschäft und fuhr von Bozen nach Trens. Just am Friedhofgitter stieß er mit der alten Base und Agnes, die aus der Kirche herauskamen, zusammen. Ein freudiger Schreck fuhr dem Mädchen durch die Glieder und es rief beinahe stürmisch:

„Heilig, der Bauer! Grüß Gott! Grüß Gott!"

„Grüß Gott auch", sagte er lächelnd: „bin in Bozen gewesen, und da mein Geschäft schnell fertig war, ist mir eingefallen, es könnt nicht schaden, wenn ich auch einmal nach Trens wallfahre."

Sie gingen jetzt miteinander in die Kirche; aber Agnes brachte keine rechte Andacht mehr auf. Sie mußte immer daran denken, daß der Bauer ihnen zu lieb nachgefahren sei, und das erfüllte sie mit herzinniger Freude. Später kehrten sie beim Pircherwirt ein, wo der Bauer ein beinahe festliches Mahl auftragen ließ. Er war heute gesprächig wie nie und tat bald mit der Base, bald mit Agnes freundlich. Und nachdem sie längst satt waren, fragte er noch die Wirtin, ob sie nicht etwas recht Gutes draußen hätte.

„Wohl, wohl, eine feine Mandeltorte hab ich", erklärte die Wirtin, „die tät der jungen Bäuerin und dem Mutterle gewiß schmecken."

Eine jähe Röte schoß dem Mädchen über Gesicht und Hals, es getraute sich vor Scham nicht mehr aufzublicken. Die Wirtin merkte schnell, was sie angestellt hatte, und sie rief jetzt halb verlegen, halb lustig:

„Jesges, jesges, da hab ich mich schön vergaggelt. Aber Jungferl, deswegen brauchst du nicht rot zu werden. Was nicht ist, kann ja werden, und wenn ich nicht ganz blind bin, kommt's bald in Gang."

Auf die Rede wurde der Bauer dunkelrot. Zornig blitzte er die Wirtin an und sagte:

„Zahlen! Wir gehen jetzt."

„Unserfrau, was hab ich da für einen Plutzer gemacht!" jammerte die Wirtin; „man sollt das Maul nie so weit auftun, als die Augen gehen; aber es ist nur ein Spaß gewesen — einen Spaß werdet Ihr wohl verstehen."

„Dank schön für einen Spaß. Zahlen!" knurrte der Talmar.

Seufzend und immerfort Entschuldigungen stammelnd, brachte die Wirtin die Rechnung. Nachdem der Bauer sie beglichen hatte, ging er mit seinen Begleiterinnen ohne Gruß fort. Draußen sagte er kurz zu den Frauensleuten:

„Ich muß nach Innsbruck, hab beim Landesausschuß was zu tun. Wenn ich einige Tage nicht heimkomm, braucht ihr keine Sorge zu haben."

Dann kehrte er ihnen den Rücken und trabte eilig die Dorfstraße hinab.

Eine Stunde später waren die Thres und die Agnes auf dem Heimweg. Bis Franzensfeste wollten sie zu Fuß gehen, von dort aus aber die Bahn benützen. Während sie langsam nebeneinander hinschritten, seufzte das Mädchen öfters schwer, plötzlich sagte es:

„Thres es ist mir arg zuwider, daß die Wirtin so dumm daher geredet hat; aber ich kann nicht helfen."

„Mach dir nichts draus, du hast keine Schuld", begütigte die Thres.

„Gelt ich hab nichts getan, daß die Wirtin eine Ursach gehabt hätt, solche Sachen zu reden?"

„Nein, nein, gewiß nicht, du bist ein gescheites Madl. In einem Wallfahrtsort kommen viele Hochzeiten vor, daß die Wirtsleute nichts anderes mehr sehen."

„Aber der Bauer ist zornig fortgegangen."

„Zornig ist er bloß auf die Wirtin, auf dich nicht. Er weiß so gut wie ich, daß du dir ein solches Ding nicht im Traum einfallen laßt. Es hätt auch gar kein Gesicht, denn ihr steht himmelweit voneinander und tätet in alle Ewigkeit nicht zusammenpassen. Weil ihm die Wirtin so eine närrische, ungute Sach zugemutet hat, ist der Albert grautig geworden."

Das Mädchen stutzte. Erst nach einer Weile sagte es wieder:

„Ich schäm mich furchtbar vor dem Bauern."

„Sei nicht kindisch, Agnes",mahnte die Thres; „zu schämen braucht man sich nur über eine Sünd, sonst über gar nichts, und du bist unschuldig."

„Mein Gott, was soll ich denn grad' tun?"

„Nichts sollst du tun und dir nichts anmerken lassen. Wenn du anders tätest als früher, könnt sich leicht eines einen Gedanken machen.

Dieser Rat der alten Thres war klug, doch hielt sich Agnes nicht ganz daran. Sie fürchtete, es könne jemand den Argwohn schöpfen, daß sie dem Bauer nachstelle und ihn für sich gewinnen wolle. Oder am End End kam der Bauer selbst zu dieser Meinung. Nein, es sollte ihr niemand nachsagen dürfen, sie habe sich wie eine Diebin eingeschlichen, um warm ins Nest zu sitzen zu können. Soviel Ehre hatte sie schon noch. — —Als der Bauer nach Hause kam, war ihr Betragen ein ganz anderes als früher. Sie ging peinlich jeder Gelegenheit aus dem Wege, wo sie mit ihm allein zusammengetroffen wäre, sie war verschlossen, kühl, beinahe frostig gegen ihn. Doch je mehr sie ihn floh, desto weher tat ihr das Herz und desto stärker zog es sie zu ihm hin. Sie lebte in einem furchtbaren Zwang und verlor die Sicherheit in ihrem Benehmen. Noch öfter als vorher besuchte sie jetzt das Grab der alten Bäuerin und manchmal klagte sie: „Wenn du noch am Leben wärst, stünde alles anders."

Fünftes Kapittel

Ein Raubüberfall, der keiner ist.

Der Pfarrer von Planeigen hatte einen anderen Posten gefunden und Mitte Juli den Ort verlassen. Am St. Annentage zog ein neuer Pfarrer auf und wurde feierlich von der ganzen Gemeinde einbegleitet. Obwohl ein Werktag oder abgebrachter Feiertag war, hatte doch alles die Arbeit beiseite gelegt und beteiligte sich am Pfarrer-Einzuge. Es ging hoch her, bis in die Nacht hinein spielte die Musik und wurde mit Pöllern geschossen. Natürlich blieb es nicht aus, daß die Männer eine ziemlich lange Nachfeier in den Gasthäusern begingen. Beim Straßenwirt, eine halbe Stunde unterhalb des Pfarrdorfes, wo die Außerplaneiger sich auf dem Heimweg zusammengefunden hatten, war es besonders lustig. Dort saß zuoberst an einem Tische der Lenzenbauer — genannt das Lenzl —, der von einer Marktfahrt heimgekommen war und beim Straßenwirt letzte Station machte; rund um ihn herum saßen ein Dutzend der tollsten Lustvögel und Possentreiber, die das Männlein steigen ließen, was umso leichter ging, als das Lenzl schon ziemlich angestochen war. An den dichtbesetzten Nachbartischen gaben die Gäste zu jedem Trumpf stürmischen Beifall, halfen bald zum Lenzl bald zu seinen Widersachern und brachten so das Männlein noch ärger in die Höhe.

„Ein Schand ist's allemal", stichelte der Lettenhofer vom Berg, „wenn einer der größten Besitzer in der Gemeinde sich vom Pfarreeinstand davonschraubt, damit er dem neuen Seelsorger keine Ehre anzutun braucht. Für so einen Liberalischen, für so einen ungebildeten Kolben hätt ich das Lenzl nicht angeschaut."

Für'serste bin ich nicht das Lenzl, sondern der Spielhofer", schrie das Männlein, und trommelte wütend mit seinem Siegelring auf den Tisch, „für's zweite hab ich mich nicht davongeschraubt, sondern bin Geschäfte halber auswärts gewesen, und für's dritte gehen meine Sachen keinen Menschen was an. Dem Pfarrer werd ich schon noch die gebührende Ehr erweisen."

„Das könnt ein jeder sagen." — „Die Geschäfte möcht ich kennen", riefen zwei andere.

„Meine Geschäfte darf ein jeder kennen", schnaubte das Lenzl; „ich bin auf dem Jakobimarkt in Girlan gewesen und hab drei Paar Ochsen verkauft, schöne Ochsen, große Ochsen, wie auf dem ganzen Markt keine zu sehen waren. Den Girlaner Markt habe ich noch kein Jahr ausgelassen, und heuer bin ich ganz notwendig gewesen drinnen. Zuerst kommt das Geschäft und nachher die anderen Dinge — verstanden!"

„So ein Geschäft hat jedenfalls auch der Reimann gehabt, der war auch nicht beim Pfarreinstand."

„Hollunderstauden, ich schlag dir mit einem

Brett auf's Maul!"

„Hahaha — hahahaha — hahaha."

„Ja, bloß zwei haben beim Pfarreinstand gefehlt, der Reimann und das Lenzl, der Schnappsack und sein Schutzengel."

„Hermannstadt, Hollunderstauden!"

„Nein, nein, das Lenzl allein hat gefehlt. Der Reimann war da, der hat schon soviel Bildung, daß er weiß,was sich gehört."

„Hauhauhau", keuchte das Männlein; „daß der Reimann nicht dagewesen ist, weiß ich bestimmt. Bin heute in Brixen auf der Herfahrt ausgestiegen. Wie ich bei der Schwarzen Muttergottes hineingeh, kommt der Reimann auf der Landstraße daher. Hollah, Spitzbub, bist du wieder ausgekniffen? sag ich. „Das geht dich einen Dr..k an", sagt er. „Wart nur, Kerl, ich schick dir gleich einen nach, der dir zeigen wird, was es mich angeht, sag ich. Aber der Zigeuner lacht mich aus und marschiert tapfer hinein gegen Klausen. Weit wird er nicht kommen, denn ich hab ihm einen Gendarmen auf den Buckel gehetzt. Der bringt ihn sicher morgen auf dem Schub und dann könnt ihr ihn fragen, wo er heut gewesen ist — ihr Plimsel!"

„Da hast du wieder einmal einen kuhdummen Plutzer gemacht. Warum laßt du denn den Reiman nicht seiner Wege gehen? Je länger er fort ist, desto besser. Dann haben wir Ruh vor ihm."

„Sei still, der Spielhofer hat recht getan. Als Vormund vom Reimann hat er die Pflicht, dem Spitzbuben seine Schliche einzustellen", ließ sich eine Stimme neben dem Ofen vernehmen; „so oft uns der Fallot durchbrennt, haben wir große Kosten zu zahlen. Der Herr Spielhofer schaut auf die Gemeinde; Ehre, wemEhre gebührt."

„Wein her!" schrie das Lenzl; „Kellnerin! Wo steckt denn das Madl? Himmel Hollerstauden, was ist denn das für eine Lotterwirtschaft, daß man keinen diensthabenden Geist sieht? Endlich — Madl, der Spielhofer ist nicht gewohnt, sich die Lungel und Leber herauszuschreien. Dort aufs Tischl hin stellst du einen Liter Wein und da her auch einen."

„Ja der Spielhofer ist ein Ehrenmann. Wär' längst schon Zeit gewesen, daß ihn die Gemeinde zum Ehrenbürger ernannt hätte. Der hätt's mehr verdient als der alte Pfarrer", riefen andere Stimmen.

„Madl, Kellnerin, wart hallt! Bring mehr Wein, da her ein' Liter, da her einen und da her auch."

Der Wein rückte auf den Tisch, man stieß mit den Gläsern zusammen und ließ den Spielhofer leben.

Geschmeichelt warf sich das Lenzl in die Brust und zog bald aus der rechten, bald aus der linken Westentasche eine Sackuhr, wobei es nachlässig auf das Zifferblatt schaute. Meistens trug das protzige Männlein zwei Sackuhren, deren Ketten kreuzweise verschlungen über die Brust liefen und mit denen es sich gern einen Käs gab. Auch jetzt blähte sich das Lenzl auf wie ein Truthahn; aber bald ging das Spiel wieder aus einer anderen Tonart. Der Lettenhofer am Tischeck stichelte neuerdings:

„Wenn der Reimann immerfort im Land herumgeschoben wird, kommt die Gemeinde auch in Unkosten. Das Lenzl soll seinen Schützling besser hüten; wozu ist er denn Vormund vom Reimann?"

„Hollerstauden!" lärmte der Angegriffene, „ich bin bloß Vormund über die Vermögenssach — der Mensch geht mich einen Schnepfend . . . k an."

„So bloß über die Vermögenssach? Haha, das Lenzl ist nur dabei, wo's etwas trägt", schürte der Gruber im Moos.

So? so? so? so? Höllendonnerstauden! wo mir bürstendick die grauen Haare wachsen vor lauter Ärger mit dem verlotterten Reimanngut und ich mein eigenes, schönes Geld einbrocken muß."

„Hahaha, sein eigenes, schönes Geld!" stocherte der Platzer von Gassen; „das ist bald gesagt, wenn man selber kein Geld hat."

„Oho, das ist zu dick geredet", fuhr eine Stimme dazwischen; „der Spielhofer hat Geld wie Heu. Wenn einer so viel Geschäfte macht und so viel Handel treibt, muß er im Geld schwimmen."

„Da wirst du dich schneiden. Viel Geschäft, viel Schaden — viel Handel, viel Bettel", zündelte der Lettenhofer.

„Bravo, bravo! Hahaha, hahahaha. Der Lettenhofer hat recht", stimmten viele bei.

„Höllenholler . . .", schäumte das Lenzl und stürzte ein Glas Wein über den Kopf, „da sind Maxen und alleweil sind Maxen da."

Dabei hämmerte das Männlein mit beiden Fäusten auf seine Hosensäcke, daß es klimperte. „Und mit drei solchen Hungerleidern, wie der Platzer und der Gruber und der Lettenhofer, zähl ich Geld, wenn ich nur die Werktagshose anhab."

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Die Vorfastenzeit hat begonnen. Am Ende dieses Monats wird sie wieder da sein, die ernste Zeit des Kreuzes. Seit uralten Tagen verbringen die katholischen Christen die Fastenwochen in Gebet und Bußübung. Eine der fast vergessenen Bußübungen ist das Almosen geben. Unsere Student Burse für die Erziehung armer Knaben zum Priestertum gibt schönste Gelegenheit, das christliche Almosengeben zu üben. Der größte Bettler, den die Welt je gesehen, steht vor uns. Es ist Christus der Gekreuzigte, der, um Sein Erlösungswerk hier auf Erden zu vollenden, um Priester bittet. „Siehe ich stehe vor der Tür und klopfe!" Freudig wollen wir Ihm öffnen Herz und Hand und Haus, damit Sein Segen sich verbreite durch Priesterhand über alle Welt.

Bisher eingenommen	$909.00
Mrs. S. Zimmermann, Brandon, Man.	1.00
Johannes Dewaldt, Macklin, Sask.	8.00
Mrs. Walburga Musch, St. Walburg, Sask.	6.00
Johannes H. Jansen, Salt Lake, Sask.	1.00
Mrs. Josephine Schatz, Holdfast, Sask.	5.00
Eine Leserin, Friedenstal, Alta.	5.00
Ein Leser, Tribune, Sask.	5.00
Mrs. Marg. Ludwig, Enderby, B. C.	1.00
Mrs. Emilia Bischop, Prelate, Sask.	1.00
Mrs. P. C. Hettler, Youngstown, Alta.	1.00
	$943.00

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.


Ware's
LIMITED

